Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Zeilen oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Genthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Saison morte.

Die Parlamente sind geschlossen, die Reichsboten ruhen sich auf ihren Lorbeeren aus, die Minister gehen in die Ferien, desgleichen die Geheimräthe und alle diejenigen, welche besonders dazu berufen sind, die Staats- oder Reichsmaschine in Gang zu halten. In der „todten Zeit“ kann man diese Funktion untergeordneten Personen übertragen, die denn auch des Besteren zeigen, daß sie diese „Arbeit“ mindestens ebenso gut verrichten wie ihre Herren und Meister.

Die Steuergroßen laufen ja regelmäßig ein; im Reiche ohne Exekutor, da dasselbe fast nur indirekte Steuern verbraucht, in den Staaten und den Gemeinden vielfach mit dem Exekutor. So ist ja Delgenau da, um einen etwas trivialen Ausdruck zu gebrauchen, die Reichs- und Staatsmaschine zu schmieren, so daß die Leiter dieser Maschine zu schmierigen ordentlich wirtschaften, niemals in Verlegenheit kommen und sich der saison morte in aller Ruhe und Zufriedenheit hingeben können.

Anderwärts aber liegt es mit den Delgenauern selbst. Niemand ist für sie eine Ferienzeit vorhanden, in der sie sich erholen können. Tritt dieselbe aber gezwungen durch Arbeitslosigkeit ein, so bringt sie keine Erholung, sondern Noth und Elend.

Die „todte Zeit“, wie sie den höher gestellten Klassen, ja selbst zahlreichen subalternen oder mittleren Beamten willkommen ist, wie sie überhaupt jeder thätige Mensch ab und an braucht, um sich recht frisch zu erhalten, kennt das Volk in seiner Masse nicht.

Bei den besser gestellten Klassen tritt in der saison morte die Genußsucht, die Zerstreuungslust in hervorragender Weise zu Tage, der dann in rastlosen Reisen in romantischen Gegenden oder in den Luxusbädern geföhnt wird, weil diese Art der Zerstreuung in letzter Zeit besonders modern geworden ist.

Liest man nun die Kurlisten, blickt man sich im Allgemeinen um, wer und welche Klassen sich auf Luxuscursen befinden, betrachtet man die Preise, welche für solche „Erholungen“ gezahlt werden, so klingen die Klagen der Beamten über niedrige Gehälter, die Klagen der Landwirthe über Ertraglosigkeit der Landwirtschaft, die Klagen der Kapitalisten über geringe Dividenden und die Einwendungen der Fabrikanten gegen „hohe“ Löhne geradezu als ein Hohn.

In der That aber ist das arbeitende Volk erholungsbedürftiger, als die sogenannte „Gesellschaft“, in welcher der weibliche Theil das ganze Jahr hindurch gar nicht,

der männliche Theil vielfach nur zum Zeitvertreib und zur Erholung von den Strapazen des materiellen Genußes ein wenig arbeitet. Natürlich trifft dies nur einen Theil der Wohlhabenden. Mancher von ihnen muß es sich ja auch sauer werden lassen, denn auch an diese Häuser klopfet mehr und mehr die Sorge an.

Da nun das arbeitende und erwerbsthätige Volk in wirtschaftlicher Beziehung keine „todte Zeit“ im Sinne der saison morte kennt, so soll sich dasselbe auch in politischer Beziehung derselben nicht überlassen. Es soll in den Sommermonaten, soviel in seinen Kräften steht, weiter arbeiten an seiner Befreiung vom wirtschaftlichen und sozialen Drucke. Das arbeitende Volk soll deshalb vorzugsweise seine politische Erziehung ins Auge fassen, damit es den herrschenden Parteien in jeder Hinsicht mehr und mehr gewachsen werde.

Grade die Zeit der politischen todten Saison ist hierfür am geeignetsten. Die Räumlichen Debatten sind vorüber; es ist Windstille eingetreten, in welcher Zeit der Seemann die Bücher selber Wissenschaft, in welcher er die Zeichen des Firmaments studiren kann.

So sollen auch die Arbeiter, die Pioniere und Seeleute einer neuen sozialpolitischen Welt, sich weiter ausbilden durch eifriges Lesen guter Bücher, durch kräftige Unterstüßung aller derjenigen Zeitungen und Zeitschriften, aus denen sie Er-muthigung und Erkenntniß schöpfen können.

Sie sollen sich wieder sammeln zu neuer, weiteren Bestrebungen in ihrem eigenen Interesse und zum Wohle der Gesamtheit.

Rastlos eilt die Zeit vorwärts und im Nu ist wieder die todte politische Saison gewichen dem lebendigen Kreiben und Ringen, wie die Windstille auf dem Meere durch erfrischende Brisen und Wellen abgelöst wird, die oftmals geradezu in wildem Sturm endigen.

So steht auch den Arbeitern noch mancher Sturm bevor; sie sollen nicht verzagen, sondern Ruhe und Kraft dazu sammeln durch Befestigung manneswürdiger Anschauungen und Ideen, durch eigenes Lernen und durch Belehrung selbstständiger Kameraden, wohl angebracht gerade jetzt in der „todten Zeit“, wo weniger als sonst Tagesereignisse von der Betrachtung der Hauptfragen ablenken, damit die politische lebendige Zeit sie wieder voll und thatkräftig auf dem Platze findet.

In diesem Sinne begrüßen wir auch für den Arbeiterstand mit Freuden die

saison morte.

Die amerikanische Volkswirtschaft und die amerikanischen Arbeiterorganisationen.

III.

(Vergl. Nr. 150 und 151.)

§ Die Gewerkschaften der Arbeiter haben vor allem den Zweck, günstigere Arbeitsbedingungen (höheren Lohn, kürzere Arbeitszeit) zu erzielen. Es leuchtet nun ohne weiteres ein, daß die Gewerkschaften, welche bei uns fast immer nur einen Berufsweig umfassen — man denke an unsere Tischler-, Klavierarbeiter-, Maurer-, Schlosservereine — in ihrem Kampfe gegen die Uebermacht des Kapitals ganz verschiedene gestellt sind, je nachdem die Arbeit vorwiegend eine gelernte oder ungelernete ist.

Denken wir uns in einer Stadt die Fleischer in der alten handwerksmäßigen Weise ausgeübt. Jeder Meister hat vielleicht neben einem Lehrling einen Gesellen. Dieser muß natürlich alles, was zur Fleischererei gehört, gründlich kennen. Er schlachtet also Rälber und Schöpfe fogut wie Schweine, vielleicht auch Kinder, wie dies in kleinen Städten heute noch jeder Schlächter thut. Er bereitet dann das Fleisch zu, er macht alle einzelnen Wurstsorten, er pöfelt und räuchert. Das alles ist nicht leicht erlernt, aber der Geselle muß es kennen, denn wenn ihm irgend eine der Fertigkeiten fehlt, so vermag der Meister, der seinen zweiten Arbeiter hat, sein Geschäft nicht zu betreiben. Nehmen wir nun an, die Gesellen der Stadt seien mit ihrer Löhnung unzufrieden und stellten einmüthig die Arbeit ein, da die Meister im guten nicht nachgeben wollen. Die Verlegenheit der letzteren ist in diesem Falle keine geringe. Arbeiter brauchen sie, denn allein werden sie in ihrem Geschäfte nicht fertig. Proletlose Männer, die gern arbeiten möchten, sind zwar in der Stadt vielleicht vorhanden, aber dieselben sind keine gelernten Fleischer. Und ehe ein belibiger Arbeiter von der Straße das alles lernt, was von einem Schlächter der geschicktesten Art verlangt werden muß, — dazu gehört ein Zeitraum von vielen Monaten, vielleicht von mehr als einem Jahre. So lange kann der Meister aber nimmermehr warten, er ist also zum Entgegenkommen gezwungen, die Gesellen werden ihre Forderungen durchsetzen.

Ganz anders, wenn die kleinen Fleischer verschwunden sind, wenn an Stelle der vielen kleinen Schlächtereien sich, wie in Amerika, wenige große Etablissements erheben, in denen eine weitgehende Arbeitsteilung und Anwendung von Maschinen herrscht. Auch hier sind die Arbeiter möglicherweise alle durch eine Gewerkschaft verbunden, auch hier stellen sie vielleicht, wenn der Druck von oben zu stark wird, gemeinsam die Arbeit ein. Aber hier ist die Lage der Unternehmer eine ganz andere. Wir sehen davon ganz ab, daß sich wahrscheinlich mit der Einführung von Maschinen und neuen Produktionsmethoden eine Reservearmee brodloser Fleischer gebildet hat, die gern und um jeden Preis die Stellen ihrer streitenden

während an den verschiedensten Stellen das Zischen die Bravos zu überhören suchte.

Leonore und Rosa traten rasch auf, konnten aber nicht zu Worte kommen und zogen sich bestürzt zurück. Darüber wurde gelacht, und jetzt ertönte der erste Pfiff, mit dem Herr Walther selber das Zischen gab und der an verschiedenen Seiten ein Echo fand.

„Da haben wir's,“ höhnte Krüger und sank in seinen Stuhl zurück; „o, dieser Strohwisch!“

Aber die Opposition war stärker, als die Pfeifer vermuthet hatten. Im Parterre wurde eine Bewegung bemerkbar, und nach verschiedenen Richtungen hin drängten sich Menschen, während Parlet und erster Rang plötzlich fest entschlossen schienen, ihren mit Recht gespendeten Beifall nicht überhören zu lassen.

„Rebe heraus!“ tönte es auf einmal an verschiedenen Stellen, und ein gelendes Pfeifen antwortete, — das war Strohwisch selber.

„Hinaus mit dem Lump!“ rief Jeremias, der sich nicht mehr mähtigen, aber auch nicht von seinem Platz konnte, wo er eingeleilt saß. Wieder pfiff es rechts und links. Aber „Hinaus, hinaus mit den Kerlen!“ Rebe heraus! Bravo, bravo!“ tobte es jetzt von allen Seiten, und Herr Walther, der in voller Gemüthsruhe unter einer Parletloge lehnte und laut vor sich hin pfiff, als ob er sich ganz allein in einer einsamen Gegend befände, sah sich plötzlich von zu ihm andrängenden Lutten gefaßt und fortgeschoben.

„Na, holla,“ rief er, „was ist das? Ich habe meinen Platz bezahlt!“ Aber er leistete dabei nur geringen Widerstand, und Strohwisch, der aufgesprungen war, beobachtete in ziemlicher Spannung die Entferrnung seiner Hauptstütze.

„Rebe heraus!“ schrie es jetzt wieder von verschiedenen Seiten, und ein schallender Applaus folgte.

Wieder Zischen und Pfeifen, aber schon bedeutend in der Minorität und nur vereinzelt. „Rebe heraus!“ schrie das Publikum, und links und rechts wurden indessen einige räthelhafte Individuen aus dem Parterre hinausgeworfen. „Gede heraus! Rebe heraus!“

Krüger war auf die Bühne gesprungen. Rebe weigerte sich, hinaus zu gehen, aber auf des Direktors Bitten und Beschuldigungen gab er endlich nach und trat hinaus.

Feuilleton.

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

Das Orchester beendete eben sein Vorspiel, und Jeremias hatte gerade noch Zeit, einen Blick im Theater selber umher zu werfen, wo Kopf an Kopf gedrängt saß, als der Vorhang aufging.

Fraulein Kottenhöfer als Leonore trat auf; aber sie spielte heute Abend defangen, und kein Wunder, denn überall im Theater hatte sich schon das Gerücht eines beabsichtigten Tumults kund gegeben, und die Schauspieler selber konnten unmöglich unter diesem Eindruck ihre Ruhe bewahren.

Pfeifer, heute übrigens nicht beschäftigt, ging in Todesangst hinter der Szene auf und ab und allen Menschen Scheu aus dem Wege, und der Direktor selber hatte sich in seine kleine, völlig versteckte Loge geflüchtet, von wo er Alles übersehen und doch selber nicht gesehen werden konnte.

Jetzt kam die vierte Szene mit Julia und Fiesco, und im Parterre lachte Jemand laut; aber Alles sah ihn an, es war zu früh und wurde Ruhe geboten.

Rebe übertraf sich selber; mit voller Ruhe und edlem Anstand und zuletzt mit glühender, hinreißender Leidenschaft spielte er die Szene durch. Seine ganze Persönlichkeit pagte dabei vortrefflich zu dem Grafen Lavagna; ein reiches, geschmackvolles Kostüm hob sie noch mehr hervor, und die Damen waren entzückt von ihm.

Im Parterre wurde jetzt hier und da leise mit einander geflüstert, aber da bei seinem Abgang kein Zeichen des Beifalls gegeben wurde, unterblieb auch jede Gegen-demonstration.

Jeremias hatte indessen immer vom Parlet aus nach dem ihm bekannten Platz im ersten Rang hinaufgesehen, ob Graf Kottack noch nicht erschienen wäre.

Jetzt trat Fiesco wieder auf, und in der nächsten Szene mit den drei schwarzen Masken erschien auch Graf Kottack

und nahm seinen Platz ein. Auch diese Szene ging vorüber und die mit Bourgognino, und jetzt kam die Haupt-szene mit dem Mohren, den Höllen ganz vortrefflich gab. Aber auch hier regte sich noch nichts. Es war ordentlich, als ob Alle, die Rebe's Spiel befreidigte, gefürchtet hätten, durch irgend ein Beifallszeichen den angekündigten Tumult hervorzurufen, und die Gegenpartei schien strenge Ordre zu haben, nicht zu beginnen, weil sie sich dadurch leicht in Nachtheil setzen konnte.

Der Vorhang fiel, Todtenstille herrschte im Hause, bis sich dieselbe in ein lautes Flüstern auflöste. Jeremias war aufgestanden und hatte sich umgedreht. Sein Blick fiel auf ein rothes, dickes Gesicht mit blonden Haaren, das ihm lächelnd zunickte, — das war richtig Herr Walther. Er stand nicht weit von der Thür, und wie er weiter suchte, erkannte er auch mitten im Parlet, aber auf einer der letzten Bänke desselben, den Doktor Strohwisch, der ihn hämisch und wie triumphirend belognettirte. Jeremias lief die Galle über. War der Dursche seines Sieges so gewiß?

Aber der Vorhang ging wieder auf, und jetzt ließ sich die für Alle unerträglich werdende Aufregung nicht länger zurückhalten.

Schon in Fiesco's erstem Aufreten mit dem Mohren sprach Rebe die Worte: „Von einem Schurken das argu-hören!“ so ganz vortrefflich, daß im ersten Range Einige applaudirten, unter ihnen Kottack; im Parterre wurde darauf an zwei, drei Orien gezischt, aber das konnte auch Ruhe bedeuten. Damit aber hatte der Kampf begonnen, denn die vorhin ihren Beifall gezeigt, ärgerten sich jetzt, daß sie Jemand daran verhindern wollte.

Das Flüstern steigerte sich während der folgenden Szenen, die Rebe ganz vortrefflich gab, wozu Direktor Krüger hinter seinem Gitter fortwährend beifällig mit dem Kopfe nickte; und als er sich vom Mohren den Arm rügen ließ und mit dem Ausruf: „Mörder! Mörder! Befehlt die Wege, — riegelt die Pforten zu!“ abstürzte, kam es zum Ausbruch.

Jetzt wurde nicht allein vom Parterre aus, sondern auch vom ersten und zweiten Range lebhaft applaudirt,

Kollegen einnehmen würden. Wir wollen annehmen, alle Fleischer, die bisher beschäftigt und die bisher unbeschäftigt, würden aus der Gewerklasse erhalten und keiner habe die geringste Neigung, unter dem geforderten Tarif zu arbeiten. Hier wäre offenbar das Ideal der heutigen Fachvereine verwirklicht: alle Arbeiter desselben Berufs gehörten ihm an und alle Kollegen wären einzig. Und doch würde das sehr wenig fruchten. Die Unternehmer bekommen in diesem Falle zwar keine „Fleischer“ als Ersatzarbeiter. Aber was thut das? In wenigen Tagen sind andere Arbeiter — mochten sie früher sein, was sie wollten — dazu angelehrt, die einfachen Theilarbeiten in den großen Schlächtereien auszuführen. Ein früherer Maurer schneidet vielleicht die Rehlen ab, und ein ehemaliger Bäcker mischt gewisse Fleischsorten mit gewissen Gewürzen. Was kann eine Arbeiterorganisation, die noch so vollkommen ist, die aber nur das eine Gewerbe der „Fleischer“ umfasst, dagegen ausrichten? Den Sieg könnte sie nur dann erwarten, wenn sie alle brotlosen Arbeiter zum Widerstand gegen die Großschlächter organisieren könnte; wenn sie auch der Tagelöhner, der Maurer, Tischler, Schlosser sicher wäre, die jetzt ihre Pläne durchkreuzen. Das heißt aber mit anderen Worten: Die Arbeiterorganisationen dürfen sich mit fortschreitender Technik nicht mehr auf ein Gewerbe beschränken, sie müssen vielmehr alle die Gewerbe umfassen, aus denen die Unternehmer Ertrag holen könnten. Mit jeder weiteren Ausdehnung der ungelerneten Arbeit werden die heutigen berufsgenossenschaftlichen Arbeiterverbände widerstandsunfähig und widerstandsunfähig, weil sie nur die Konkurrenz der engeren Berufsgenossen zu regeln vermögen, und weil mit fortschreitender Vereinfachung der Arbeit auch die stellunglosen Arbeiter aller anderen Berufe mit in Konkurrenz treten. Ein Weberfachverein kann wohl den Webern und Weberinnen allen einen einheitlichen Willen einflößen, aber er kann nicht verhindern, daß ländliche Tagelöhner aus der Provinz, Dienstmädchen aus der Stadt, verunglückte und arbeitslose Christen aus allen Berufen sich von den Unternehmern zu Spottpreisen anwerben lassen und sehr bald „weben“. So lange die Weber noch drei Jahre gelernt haben müssen, um in ihrem Berufe zu genügen, würde ein derartiger Verein vollständig ausgereicht haben. Sobald aber jeder Arbeiter, auch wenn er gar nichts gelernt hat, rasch den Weibstuhl zu bedienen vermag, dann vermag auch allein die Einigkeit der Arbeiter aller Berufe den Kampf gegen das Unternehmertum halbwegs zu einem aussichtslosen zu gestalten.

Unsere Arbeiter haben schon bei den verschiedensten Streiks ähnliche Wahrnehmungen machen können. Auch wo die beteiligten Berufsgenossen einzig waren, haben die Unternehmer sich dadurch zu helfen gemüht, daß sie irgend welche unerfahrene Arbeiter, womöglich vom Lande und aus der Provinz, einstellten und rasch anlernen. In Amerika, wo die Vereinfachung der Arbeit viel weiter entwickelt ist, als bei uns, ist dieses Verfahren natürlich bedeutend leichter, der Kampf der Fachvereine entsprechend schwieriger und deshalb haben sich dort vielfach schon die berufsgenossenschaftlichen Arbeitervereine aufgelöst und zu großen allgemeinen Arbeiterverbänden zusammengeschlossen.

Politische Uebersicht.

Die Regierung will ein Arbeiterschutzgesetz ausarbeiten lassen, — das ist die überrauschendste Nachricht des heutigen Tages, welche sonderbarer Weise aus dem Hauptquartier der „Reichsarmee“, aus Worms kommt. In den Rückblicken auf die letzte Reichstagsession — schreibt die „Frankf. Bzg.“ — war vielfach von den vergeblichen Bemühungen der parlamentarischen Initiative auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung die Rede und nicht etwa auf Grund von Vermuthungen, sondern an der Hand von Thatsachen wurde die Erfolglosigkeit auf den mangelnden guten Willen des Reichskanzlers zurückgeführt. Das geschah nicht nur von Seiten der „Opposition“, von der gerade derjenige Theil, dem man Vereingemessenheit gegen den Fürsten Bismarck vorzuwerfen pflegt, diesmal mit demselben sehr zufrieden war — sondern auch aus dem Lager der konservativen Sozialreformer, die sich stets mit Emphe auf die kaiserliche Votivität vom 27. November 1881 berufen. Nach der „Wormser Zeitung“ nun hätten wir Alle der Regierung Unrecht gethan, denn das Blatt ist, „auf beste Informationen gestützt“, in der Lage mitzutheilen, daß die Reichsregierung bereits mit der Ausarbeitung eines Gesetzesentwurfs betreffend den Schutz der Arbeiter beschäftigt ist, dessen Vorlage schon in der nächsten Reichstagsession erfolgen wird. — Wir werden ja sehen, vor der Hand sind unsere Erwartungen die denkbar niedrigsten.

Eine Denunziation liest die „Freif. Bzg.“ aus unserer Notiz über die politisch protegirten Gewerksvereine des Dr. Dietrich (in Nr. 153 unseres Blattes) heraus. Mit der journalistischen Unverfrorenheit, welche die Zeitung der „Freif. Bzg.“ auszeichnet, kann man in der That Alles fertig bringen. Aus der Konstatirung der Thatsache, daß die Gewerksvereine im

Gegensatz zu den Fachvereinen nicht als politische Organisationen behandelt würden, macht das Richter'sche Blatt: wir forderten eine derartige Behandlung. Wir werden uns durch solche Verleumdungen nicht darin betreten lassen, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, wie die Polizei, auch wenn sie sich auf andere Gesetze als das Sozialistengesetz beruft, einen Unterschied macht zwischen „freiwilligen“ Arbeitervereinen und solchen, bei denen man sozialistische Tendenzen vermutet; nicht um die fortschrittlichen Vereine mit polizeilicher Bevormundung zu beglücken, sondern um Klarheit darüber zu schaffen, daß die Behörden auch bei der Anwendung des Vereinsgesetzes vom Jahre 1850 nur in den Bahnen des Sozialistengesetzes vom Jahre 1878 wandeln. Die Feststellung und wiederholte Betonung dieser Thatsache halten wir für unsere politische Pflicht. Wir haben dabei nicht nöthig, uns immer gegen alle denkbaren Unterstellungen zu verwahren, weil unsere Leser ganz genau wissen, daß wir nicht die Wiederholung der heutigen Unfreiheit der Fachvereine auf alle Arbeiterverbindungen, sondern vielmehr die den Manchesterleuten gemährten Freiheiten mindestens auch für die Fachvereine fordern.

Zur Berliner Ausstellung. Bei der Abkündigung des Bundesrats über die Berliner Industrie-Ausstellung hat sich Preußen, wie der „Nat. Bzg.“ mitgetheilt wird, neutral verhalten und erklärt, seine Stellung von der Majorität abhängig machen zu wollen. In jenen Kreisen der Industriellen, in welchen man alles aufgebietet hat, die Ausstellung im Jahre 1888 zu Stande kommen zu lassen, will man jetzt versuchen, auf privaten Wegen die Summe von 3 Millionen Mark zusammenzubringen, welche man vergeblich als Reichshilfe erwartet hat, um das Unternehmen dennoch zu Stande kommen zu lassen. — Das dürfte jedoch gänzlich aussichtslos sein.

Das Reichsversicherungsamt führt bekanntlich nicht nur die Oberaufsicht über die Unfallgenossenschaften, sondern ihm wohnen auch richterliche Funktionen bei. Für diese richterliche Thätigkeit, insbesondere also wenn es sich um die Entscheidung vermögensrechtlicher Streitigkeiten bei Veränderung des Bestandes der Genossenschaften oder Rekurse gegen die Entscheidung der Schiedsgerichte handelt, erfolgt die Beschäftigung unter Zugiehung zweier richterlicher Beamten. Zum ersten Male wird das Reichsversicherungsamt am nächsten Freitag, den 9., seine richterliche Funktionen wahrnehmen.

Auch ein Kulturgradmesser. Die von dem italienischen Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel herausgegebenen „Annali di Statistica“ (Jahrbücher der Statistik) bringen eine interessante Zusammenstellung über den Verbrauch von periodischen Zeitschriften in einer Reihe von Kulturländern. Wiebig wollte am Selbstkonsum den Kulturzustand eines Volkes messen, ein besserer Maßstab dürfte der Zeitungskonsum sein, dieses Barometer des öffentlichen Lebens.

Es wurden ausgegeben:

in	im Jahre	Zeitschriften	auf eine Zeitung entfallen Einwohner
den Ver. St. von Amerika	1880	11 314	4 443
der Schweiz	1880	561	5 073
Dänemark	1880	327	6 022
Deutschland	1880	5 041	8 073
Belgien	1880	641	8 612
Frankreich	1881	3 716	10 138
Großbritannien u. Irland	1881	3 083	11 409
Schweden	1880	348	13 120
Oesterreich	1880	1 378	16 070
Ungarn	1880	646	21 343
Italien	1883	1 298	22 350
Rußland und Finnland	1880	776	109 611

Das Deutsche Reich befindet sich an vierter Stelle und wird nur von zwei Republiken und einer freiwilligen Monarchie übertroffen. Das absolute Kaiserreich Rußland steht selbstverständlich an der Spitze — von hinten.

Zur Kanalfrage. Das Reich gedenkt den Nord-Ostsee-Kanal selbst zu bauen und zu diesem Ende eine aus Technikern und Verwaltungsbearbeitern zusammengesetzte besondere Baubehörde zu errichten, welche den Namen „Kaiserliche Kanalmission“ führen soll. Neben den Erwägungen, daß die unmittelbare Leitung des Baues durch das Reich vor der ursprünglichen beabsichtigten Uebertragung an Preußen wegen der mit dem letzteren Verfahren notwendigen Weiterungen den Vorzug verdient, haben auch andere Rücksichten und insbesondere der Wunsch, für dies große nationale Unternehmen auch die nichtpreussischen Techniker nutzbar zu machen, diesen Vorschlag veranlaßt. Ferner ist nach offiziellem Versicherung für diese Entscheidung die Erwägung mitentscheidend gewesen, daß das Reich bei diesem Unternehmen die Gelegenheit zur praktischen Durchführung derjenigen sozialpolitischen Gesichtspunkte erhält, welche in der kaiserlichen Votivität vom 17. November 1881 niedergelegt sind: „Denn nicht nur wird dieses große, zu seiner Durchführung Jahre bedürftige Unternehmen den Anlaß zu einer musterghälligen Organisation der Kranken- und Unfallversicherung für die bei dem Bau beschäftigten zahl-

Rafen nieder, die Blumen blühten und dufteten wie vor dem, der kleine Bergstrom rieselte rasch vorbei und rauschte und plauderte, und die Nachtigallen sangen Abends ihr wunderbar ergreifend Lied; aber still und geräuschlos glitten die Diener in dem alten Schlosse umher, öffneten und schlossen die Thüren leise und vorsichtig und sprachen nur flüsternd mit einander.

Der alte Graf hatte sich bis jetzt noch einigermaßen wohl gefühlt, wenigstens jeden Tag seinen kurzen Spaziergang gemacht. Gestern Abend aber, noch in später Stunde, war er plötzlich wieder, gerade als ihm der Haushofmeister seinen Thee ins Zimmer brachte, vom Stuhle gefallen und lag jetzt in dumpfem Hinbrüten in seinem Bette.

Der Ober-Medizinalrath war noch in der Nacht von Gatzburg herausgeholt worden und sah an dem Lager des Kranken. Das war keine Ohnmacht mehr gewesen; der Lob hatte deutlich an des Lebens Pforte geklopft, und der alte Arzt fühlte wieder und wieder den Puls des Kranken, stand dann auf, ging in Zimmer auf und ab und setzte sich wieder am Bett nieder.

Die Gräfin kam nur selten in das Zimmer des Kranken, der allerdings nicht demüthlos, aber vollkommen theilnahmslos auf seinem Bette lag. Er beantwortete auch keine der an ihn gerichteten Fragen, sah wohl nach der Thür, wenn sich diese öffnete, starrte dann aber wieder halbe Stunden lang zur Decke empor.

Des Ober-Medizinalraths Famulus war indessen von der Gärtnerwohnung herüber gekommen, um Bericht abzugeben und den Arzt zu bitten, sich den Verwundeten dort oben selber einmal anzusehen. Es ging sehr schlecht mit ihm, und er fürchtete, da eine Amputation an der Stelle unmöglich war, das Schlimmste. Die Wunde nahm ungewöhnlich rasch einen bösen Charakter an, da sich der Verwundete noch außerdem in heimlicher Weise Branntwein verschafft und unmäßig davon getrunken hatte.

Der Ober-Medizinalrath schüttelte ungeduldig mit dem Kopf, versprach aber im Laufe des Morgens hinüber zu kommen, und fragte, ob sich der Geschossene nicht transportieren ließe.

reichen Arbeiter geben, sondern man wird dabei auch die Mängel, welche hauptsächlich der Wohlhabendlichkeit bei Unternehmungen ähnlicher Art häufiger hervorgetreten sind, vermeiden und in Bezug auf Wohnungs-, Speiseeinrichtung, Befriedigung des Sparbedürfnisses u. den Arbeitern während des Baues ein geregelt es Dasein sichern können. — Hoffentlich erfüllen die Thatsachen später diese Besprechungen.

Für den Umfang des Provinz Ostpreußen sind nun auch auf Grund des Gesetzes vom 6. Mai d. J. Anordnungen betreffs des Volksschulwesens getroffen worden. Danach werden Arbeitgeber, welche ohne Erlaubniß der zuständigen Schulbehörde entweder schulpflichtige Kinder während der Unterrichtsstunden beschäftigen oder die Beschäftigung solcher Kinder in ihrem Dienste während der Unterrichtsstunden durch ihre Aufseher, Gehilfen oder Arbeiter dulden, falls nicht nach dem Gesetze eine härtere Strafe verurtheilt wird, für jeden Tag einer derartigen Beschäftigung eines schulpflichtigen Kindes mit einer Geldbuße von 1 bis 30 M. oder verhältnismäßiger Haft bestraft.

Beleidigungen des Königs von Bayern. Der Straßburger „Vollstreund“ frisch eine nicht uninteressante Erinnerung wieder auf. Er schreibt: „Der Tod des unglücklichen Königs von Bayern führt uns auf einen Prozeß zurück, der vor 3 bis 4 Jahren gegen uns angehängt wurde. Dem Erzählungen und Urtheilen der öffentlichen Blätter zufolge gab bereits damals der König durch seine Brachsbauten und andere Exzentritäten Anlaß zu gewissen Bedenken. Nun, da erlaubte sich der „Vollstreund“ damals zu sagen, daß in Elßaß man von solch einer Person gewöhnt sei, zu sagen, sie sei „gepißt“. Das Wort ist in unserer Volkssprache gleichbedeutend mit dem hochdeutschen „gentrich“. Der „Vollstreund“ wurde vor Gericht gezogen und zu sechs Wochen Gefängniß und zu den Gerichtskosten verurtheilt. Nun lesen wir im offiziellen ärztlichen Bericht über den geistigen Zustand des Königs, daß derselbe an Verrücktheit litt und diese Krankheit schon lange Jahre hinaufreichte. Wir wollen nicht retribuirten, fern davon. Allein . . .“

Der auch von uns wiedergegebene heftige Ministerialerlaß wird nach der „Frankf. Bzg.“ bei dem Wiederzusammentritt der zweiten Kammer Gegenstand einer Interpellation bilden. Mehrere Abgeordnete, darunter ein hervorragendes Mitglied der katholischen Volkspartei, haben beschlossen, das Ministerium darüber zu interpelliren, ob es bei dem Erlaß aus eigenem Antrieb gehandelt habe und wodurch es hierzu veranlaßt sei, oder ob das Dekret einer allgemeinen Weisung von Berlin seine Entstehung verdankt.

Versammlungen. Der Reichstagsabgeordnete Geiser hielt am 1. Juli zu Hartau, am 2. Juli zu Chemnitz zahlreich besuchte Versammlungen ab mit der Tagesordnung: „Unser Volksschulbildung, wie sie ist und wie sie sein sollte“. Der Verlauf der Versammlungen war ein guter; der Redner erntete großen Beifall.

Versammlungsverbot. Der „Freien Presse für Berg und Raab“ schreibt man aus Bremen, 6. Juli: Die Klasse des Herrn von Buttikamer fangen auch hier an zu wanken. Der Vorstand des Fachvereins der Textil-Branchen hatte auf Sonntag Morgen 11 Uhr nach der Schützenhalle eine öffentliche Versammlung der Weber, Wirker, Riemendrehler u. anberaumt, um neue Mitglieder zu werben. Als Redner war Herr West-Krefeld angemeldet. Am Samstag Nachmittag erhielt der Einberufer ein Schreiben des Oberbürgermeistersamtes, laut welchem die Versammlung auf Grund des § 9 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie verboten wurde. Da das Verbot erst spät bekannt wurde, so hatte sich in der Schützenhalle ein zahlreiches Publikum eingefunden, welches hier erst Kenntniß von der behördlichen Maßregel erhielt.

Weihenfels, den 1. Juli. Ein der sozialdemokratischen Partei angehöriger Zigarettenhändler hatte in dem Fenster seiner Wohnung eine rothe Kattungardine, nach Ansicht des Bürgermeisters in offenkundiger Weise, angebracht und wurde deshalb mit einer Geldstrafe von 50 M. belegt. Gegen diese wurde er erhob der erstere bei der königl. Regierung Beschwerde, wurde aber mit derselben abgewiesen und mußte, da er die über ihn verhängte Geldstrafe nicht zu erlegen vermochte, im hiesigen Gerichtsgefängniß eine achtstägige Haftstrafe verbüßen. Als vor einiger Zeit der Reichstagsabgeordnete Bierck, welcher in Raumburg einen öffentlichen Vortrag gehalten hatte, mit mehreren Parteigenossen in einem öffentlichen Lokale eine Besprechung abhalten wollte, wurde derselbe aus diesem von der Polizei verwiesen; gleiches stand fah, als die Leute sich in einer anderen Saitenwerkstatt niederließen. Zum Schluß versammelten sie sich in verschiedenen Räumen auf der Saale.

Belgien.

Aus Brüssel, 3. Juli, schreibt man der „Voss. Bzg.“: Der Generalrath der Arbeiterpartei hat ein fulminantes Manifest an alle Arbeiter Belgiens erlassen. Es heißt darin: „Arbeiter! Die Leute, die uns regieren und uns wie Sklaven behandeln, haben geglaubt, daß es genüge, unsere

Es war ganz unmöglich; bei der geringsten Bewegung schrie er laut auf.

Der alte Maulwurfsfänger befand sich wirklich in einer bösen Lage und hatte die ganze Nacht ein heftiges Fieber gehabt. Erst mit der Morgendämmerung ließ das etwas nach, und er fiel dann in einen unruhigen Schlaf, aus dem er manchmal mit einem Schrei emporstredte. Gegen zehn Uhr wachte er auf und aß etwas Wassersuppe, aber er fühlte sich todesmatt. Als ihm der junge Arzt nachher die Wunde verband, betrachtete er sie selber auch topfschüttelnd und sagte dann, indem er ihn fest ansah:

„Hören Sie 'mal, Herr Doktor, die Ränder gefallen mir nicht; ich habe in meinem Leben schon zu viel Derartiges gesehen. Das kommt mir beinahe vor wie der Brand — hm?“

„So weit ist's noch nicht,“ beruhigte ihn Frank, „aber wenn Ihr noch einen Tropfen Branntwein trinkt, steht ich Euch für nichts.“

„Ja, jetzt hat's der Branntwein gethan“, nickte der Alte vor sich hin. „Daß Ihr Doktoren doch immer genau wißt, woher es kommt, aber nie, wohin es geht! Ich merke schon, wie die Geschichte ist, faul, aber faul und . . .“ Er biß vor Schmerz die Zähne auf einander und fiel, während der Arzt die geöffnete Wunde wieder verband, auf sein Rissen zurück.

So lag er wohl eine halbe Stunde. Der Arzt war fortgegangen, und die alte Wärterin, die ihn pflegen mußte, da man dem Kind im Hause das nicht Alles überlassen konnte, war hinunter in die Küche gestiegen, um sich ihr Mittagessen zu bereiten. In der Zeit mußte dann immer des alten Jonas Entlein bei ihm sitzen, um die Wärterin rufen zu können, wenn er etwas verlangte, oder ihm selber vielleicht kleine Handreichungen zu thun.

Der Verwundete hatte eine Weile still gelegen und auf seine Decke niedergekarrt. Endlich sagte er leise:

„Bärbel!“
„Ja, Herr Fritz,“ antwortete die Kleine, welche am Fenster stand und auf die grünen Büsche hinaus schaute, „wollt Ihr Wasser? Ich habe frisches mit herauf gebracht.“

Stürmischer Applaus und ein einzelner gellender Pfiff dazu, den der von Verzweiflung getriebene Regenfest als letzten Versuch selber ausgestoßen. Jetzt aber war die Geduld des Publikums auch erschöpft.

„Hinaus mit ihm!“ schrien die ihm Nächsten, während das übrige Publikum nur so viel stärker applaudirte. Strohwich wollte sich wehren — umsonst; er klammerte sich an die Parkelektre — umsonst. Kräftige Arme hatten ihn gefaßt, und während Rebe unter rauschendem Applaus abging, beförderte das Parterre mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit und unter dem noch fortwährend lebhaften Applaudiren des ersten Ranges und dem Jubelgeschrei der Gallerie den unglücklichen Regenfesten vor die Thür.

Jetzt hatte Rebe festgesetzt. In der Szene mit dem Maler und nachher mit den Verschnorenen wurde er rauschend applaudirt, ohne daß die Opposition auch nur einen Gegenlaut gemacht, nach dem Akte wie nach allen übrigen Akten stürmisch und zum Schluß sogar, etwas Unerhörtes für Gatzburg, dreimal hervorgeufen.

Rehger umarmte ihn auf der Bühne vor allen übrigen Mitgliedern, und bat sich seinen Besuch auf morgen früh aus, und das Publikum ging mit dem beruhigenden Gefühl nach Hause, seinen Willen durchgesetzt und sich vortrefflich amüsiert zu haben.

Daß Rebe ein ausgezeichnete Schauspieler sei, darüber war von dem Augenblick an nur eine Stimme in Gatzburg, und sein Triumph wurde vollkommen, als am nächsten Morgen die Nachricht die Stadt durchlief, daß der Eigenthümer des Stadtblattes Herrn Doktor Strohwich die Redaktion des Feuilletons gelündigt habe.

Der hohle Auffah über die Monford'sche Familie hatte ihm den Hals gebrochen.

Der alte Maulwurfsfänger.

In der Stadt Leben und Bewegung, lärmende Vergnügungen, frühliches Schaffen und Drängen — draußen auf dem Monford'schen Stammsitz dumpfe Schwüle und Grabesruhe.

Ja, die Sonne schien noch so warm und golden auf die schattigen Wäldungen und den sorgfältig gehaltenen

Manifestation vom 13. Juni zu verbieten. Sie täuschen sich. Wir kämpfen für unser Recht und wir werden siegen! Nichts kann ein Volk, das eine Sache will und fest will, anhalten. Die Nichtwähler, diejenigen, die kein Recht aber alle Lasten haben, diejenigen, die am 13. Juni in Brüssel zeigen wollten, daß sie etwas sein wollen in ihrem Lande, werden am 15. August auf ihrem Posten sein! Ueberall organisiert man sich! Am 15. August werden die Regierenden, die Befriedigten, die Herren in Brüssel sein, um die Revolution von 1830 zu feiern, die sie zu ihrem Nutzen ausgebeutet haben! Die Söhne der Kämpfer von 1830 werden auch sich daselbst einfinden, um Gerechtigkeit zu fordern! Aber wenn noch einmal unsere Kundgebung unterdrückt wird, wenn noch einmal wir außerhalb des Gesetzes gestellt werden, dann werden wir uns ernstlich organisieren müssen, um unsere Forderungen durch ein anderes Mittel zu erreichen: die allgemeine Arbeits-einstellung! Ja! überall laßt uns korporative Gesellschaften bilden, deren aufgefamelter Gewinn und Arbeitern Belgien erlauben wird, die Arbeit im ganzen Lande an demselben Tage einzustellen. Ans Werk Genossen! Am 15. August alle in Brüssel! Wir müssen unsere Rechte als Bürger erlangen! Schon zu lange fordern und bitten wir, das kann nicht immer dauern! Gerechtigkeit muß geübt werden; aber dazu muß man stark sein und die belgischen Proletarier werden es sein, um den Regierenden das allgemeine Wahlrecht zu entreißen, das sie uns verweigern! Wir wollen das allgemeine Wahlrecht, wir werden es haben!

Zur Lösung der gesamten sozialen Fragen im weitesten Umfange auf religiöser Grundlage tritt mit Zustimmung des Papstes ein katholischer Kongress am 26. September in Lüttich zusammen. Der Kongress währt vier Tage; in drei Sektionen wird die religiösen, sozialen, ökonomischen und die hierauf bezüglichen gesetzgeberischen Fragen lösen. Hoffentlich giebt der Kongress noch ein oder zwei Tage zu, wenn er die soziale Frage in vier Tagen nicht aus der Welt bringt.

Holland.

In Amsterdam eingelaufene Berichte aus Niederländisch-Indien melden haarsträubende Dinge über die verwahrlosten Zustände in der dortigen Verwaltung, welche an einer Stelle spart und an der andern das Geld mit vollen Händen fortwirft. Nach dem letzten Ausweis zählt das niederländisch-indische Heer etwa 16 000 Mann Infanterie, davon kommen 10 000 Mann auf die 18 Feldbataillone, während die übrigen 6000 Mann über den ganzen Archipel in verschiedenen Garnisonen vertheilt sind, von letzteren sind durchschnittlich gewöhnlich zwei Drittel für Felddienst untauglich, so daß man etwa über 2000 Mann kriegstüchtiger Leute verfügt. So mühte der ordnungsmäßige Zustand sein, in der That zählt aber das Heer im Augustdrittel etwa 8000 von der Beri-Beri-Krankheit (einer Art Ruhr) ergriffene Kranke und wenn keine entschiedenen Maßnahmen dagegen ergriffen werden, dann werden nach neun Monaten überhaupt keine gesunden und kriegstüchtigen Soldaten mehr im Heere sein. In der Regel darf man nach der „Magd. Zig.“ annehmen, daß, wenn ein solcher Kranker auch wieder hergestellt wird, wozu es aber immer mehrere Monate braucht, er doch für den Felddienst für immer ungeschickt bleibt. An diesem traurigen Zustande trägt allein die Regierung die Schuld, da die letzte Ursache dieser furchtbaren Krankheit nur die schlechte Ernährung der Soldaten ist. Denn am 1. Juli 1885 hat man aus Sparmaßregeln für Nijeh den Tarif für die Verpflegung herabgesetzt, während an die Leistungskraft der Soldaten die höchsten Ansprüche gemacht werden; überdies ist die verobrechtete Nahrung so schlecht, daß sie häufig alsbald, nachdem sie ausgeheilt ist, wegwerfen wird. Allerdings hat die Regierung dadurch Ersparnisse erzielt, aber diese werden durch die Summen wieder verringert, welche die Regierung der niederländischen Dampfschiffahrtsgesellschaft für die Ueberbringung der Kranken nach Java bezahlen muß. Im vorigen Jahre sind 1800 Soldaten an der genannten Krankheit gestorben, die sich auf der Westküste von Sumatra in schrecklicher Weise verbreitet, und es ist unglücklich, aber wahr, daß man diesen Hungerleidertarif auch im Militärspital eingeführt und dadurch jeden Monat einige Tausend Gulden erspart hat; aber es werden Tonnen Goldes nötig sein, um das Heer überhaupt wieder auf kriegstüchtigen Fuß zu bringen. Der Verfasser dieses Berichts ersucht andere Blätter ausdrücklich, die hier namhaft gemachten Thatsachen aufzunehmen, vielleicht werde dann die allgemeine öffentliche Enttäuschung den erwünschten Druck auf die Regierung ausüben. Doch empörender ist die Schilderung eines Augenzeugen über die Behandlung der aus Nijeh nach Padang überbrachten kranken Soldaten, die während der nur dreitägigen Ueberfahrt hundswelke wegstarben. Das Handelsblatt von Batavia, welches diese Schilderung veröffentlicht, hofft, daß dieselbe im Interesse der Ehre der Regierung übertrieben sein möge, es fürchtet aber sehr, daß sie der Wahrheit nur allzu sehr entspreche. Vor Allem wird eine Neubefestigung des Generalgouverneurpostens nötig sein, da der bisherige

„Rein, Kind, jetzt nicht,“ antwortete der alte Maulwurfsfänger; „aber willst Du mir einen recht großen Dienst erweisen?“

„Ich darf Euch keinen Brantwein wieder bringen,“ sagte die Kleine erschreckt; „der Herr Doktor hat so mit mir gekant.“

„Das sollst Du auch nicht, Kind,“ lautete die matte Antwort; „den letzten in diesem Leben werde ich wohl getrunken haben. Hast Du mir nicht gesagt, daß Du jeden Tag zur Frau Gräfin hinaufgehst und ihr Blumen bringst?“

„Ja, Herr Fröh, wenn die alte Kofie wieder zu Euch heraufkommt, gehe ich gleich. Großvater hat sie schon abgepfückt — immer Mittags.“

„Und siehst Du die Gräfin selber?“

„Ja, jedesmal; ich gehe immer gleich zu ihr in's Zimmer — ich darf.“

„Willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Recht gern, wenn ich kann.“

Der alte Maulwurfsfänger schweig, zog aber von dem kleinen Finger der linken Hand einen schmalen Goldreif mit einem kleinen grünen Stein herunter. Vor acht Tagen noch war der Ring in's Fleisch gewachsen gewesen, so daß man ihn fast gar nicht mehr sehen konnte; jetzt fiel er fast von selber ab.

„Willst Du mir auch versprechen, Bärbele, daß Du keinem Menschen etwas von dem, was ich Dir jetzt sage, erzählst?“

„Es ist doch nichts Böses?“ fragte das Kind erschreckt.

„Rein, Bärbele, nichts Böses, im Gegentheil, vielleicht macht es mich wieder gesund. Aber höre, Kind, den Ring hier — verlier ihn mir ja nicht — den Ring nimmst Du mit hinauf zu der Frau Gräfin, und wenn Du ihr die Blumen bringst, gib' ihr den Ring und sag' ihr, hier bei Euch im Hause liege Jemand sehr krank und wünschte sie noch einmal zu sprechen.“

„Aber die Frau Gräfin soll doch nicht zu Euch heraufkommen?“ sagte das Kind besürzt; „das thut sie gewiß nicht.“

indische Bischof nicht die erforderliche Thakraft zu besitzen scheint, um den vollen Augustall zu reinigen.

In einer Konferenz der liberalen Kammermehrheit mit dem Ministerpräsidenten Heemster wurde beschlossen, daß das Ministerium im Amte verbleiben solle, jedoch unter der Bedingung, sofort die Vorlage zur Revision der Verfassung im Sinne der Erweiterung des Wahlrechts einzubringen.

Rußland.

Ein Zirkular der Oberprokuratorverwaltung untersagte den Rekrutierungen, etwas über Bestellungen von Kinnendäten für die Schwarzmeer-Flotte, welche in England und Frankreich gebaut werden, zu veröffentlichen. Ein gleiches Verbot erging bereits im September 1883.

Aus der Kreisstadt Wileki, Gouvernement Wilna, kommende Passagiere erzählen, daß in dem 42 Meist entfernten Flecken Dolgimowo von Landeuten, welche zur Kirchmesse gekommen, eine Judenhege veranstaltet worden sei. Außer Demolition von vielen Häusern, Buben, Plünderung des Eigentums u. s. w. soll es viele Verwundete, ja sogar einige Tote gegeben haben.

In Koslau wurden einige Fälle von Erkrankungen an „akutem Eingeweide-Katarrh“ festgestellt, darunter zwei mit tödtlichem Ausgange. Obgleich die Krankheit keinen epidemischen Charakter hat, ordnete der Generalgouverneur dennoch die Errichtung einer bakteriologischen Station für die entsprechenden Untersuchungen an. (Der der Krankheit gegebene Name scheint ein beschönigender Ausdruck zu sein.)

Frankreich.

Der Strafgerichtshof in Bourgois, vor welchem die Verhandlung über die Vorgänge bei Schließung einer Kapelle in Chateau-Willain stattfand, hat sich in Uebereinstimmung mit den Anträgen der Verteidiger für inkompetent in dieser Sache erklärt. Die Angeklagten werden daher vor das Schwurgericht gestellt werden.

Handelsminister Lockroy äußerte, nach dem „Verl. Tagbl.“, zu einer Delegation, die um die Gründung eines Revolutionsmuseums für 1889 bat, daß die Ausstellung und die Erinnerungsfeyer der Revolution aufeinander zu halten seien; er würde für letztere da er natürlich eine glänzende Feyer wünsche, vom Parlament einen besonderen Kredit von vier Millionen fordern.

Am Sonntag haben die aus Tongking nach Frankreich zurückgekehrten vier Batterien des 12. und 13. Artillerie-Regiments ihren feierlichen Einzug in Vincennes gehalten. Es wurden von politisch unbelasteten Persönlichkeiten patriotische Reden gehalten, in denen auch die üblichen Hinweise auf den Verlust von Elsaß Lothringen nicht fehlten. Als den anwesenden Generalen, unter denen sich Sautter befand, das endlose Gerede zu viel wurde, führte man die Truppen einfach weg. Natürlich machen manche deutsche Blätter ein großes Aufheben von den Redebildungen der obstruktion Schreihälse in Vincennes.

Großbritannien.

Von den Wahlen in England sind bisher 245 bekannt. Danach sind bis jetzt 148 Konservative, 26 dissentirende Liberale, 54 Anhänger Gladstones und 17 Barnelliten gewählt. Die Konservativen haben 16 Sitze, die Anhänger Gladstones 9 Sitze und die dissentirenden Liberalen durch die Wahl von Collings in Birmingham einen Sitz gewonnen. Harcourt ist in Derby wiedergewählt, der Admiraltätssekretär Hibbert ist bei der Wahl in Oldham unterlegen.

Eine Vorstellung von der Erregung des Wahlkampfes mag das von Algernon Swinburne in der „Times“ veröffentlichte „Lied für die Unionisten“ geben, welches den „Bruderfuß zwischen dem Schwärzer Gladstone und dem Rödler Barnell“ brandmarkt. „Seht“ — so heißt es darin — „wie die lange Junge (Gladstone) die bluttriefende Hand leckt! Seht, wie der Mann der Worte den Mann des Blutes umarmt! Hört den Spruch, mit welchem der Jungenheld den maulwurfsverrenden Wasser behört. . . Die Lebenslust und Arbeitsdurst jagt ihn einher auf dem Wade gleisenden Schwanz. Alles blüht er, wenn nur auf das Denkmal von Englands Verderb die Belt den Namen „Gladstone“ schreibt. Diebe und Rödler, deren Hände noch roth von Blut und deren Jungen noch schwarz von Lügen, schreien und lachen: „Mit Gott für Gladstone und Barnell!“ Aber die von Lob und Tadel unbedingte Wahrheit erwidert: „Ist der Himmel oder die Hölle das Ziel des Truges und Blutes?“ Das Gedicht besteht aus nicht weniger als fünfzehn vierzeiligen Strophen.

Balkanländer.

In Scutari werden der „N. Fr. B.“ zufolge viele politische Gefangene erwartet, welche angeklagt sind, in Mittel-Albanien eine revolutionäre Bewegung zu Gunsten Griechenlands vorbereitet zu haben. Dieselben sollen vor den türkischen Militärgerichten abgerichtet werden.

Ein Beispiel mit welchem Mitteln Rußland die Türkei gegen den Fürsten von Bulgarien hegt, liefert eine Konstantinopeler Korrespondenz der „Allg. Zig.“ in welcher es heißt: „Am Donnerstag erschien Herr Onou, der

„Sieh ihr nur den Ring, Herr,“ hat der Maulwurfsfänger, „und richte aus, was ich Dir gesagt habe, weiter nichts. Willst Du das thun?“

„Gewiß; das ist nichts Böses.“

„Und Du sprichst aber mit keinem Menschen darüber?“

„Ich will's Keinem sagen, ich verspreche es Euch, und was man verspricht, muß man halten, meinte die Mutter selig immer.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

M. G. Das 20. Provinzial-Gesangsfest des Rätischen Zentral-Sängerbundes in Neu-Ruppin. Am Morgen des letzten Sonntags führte ein gemaltiger Ertrag der Mitglieder des M. C. S. B. nach Neuruppin, woselbst die Sänger um 8 Uhr Morgens eintrafen und auf dem Bahnhofe vom dortigen Fest-Komitee empfangen wurden. Nachdem sich der Festzug — bestehend aus 62 Vereinen mit 44 prächtigen Fahnen und Bannern — rangirt hatte, wurde in die reich geschmückte Stadt einmarschirt. Am Schulplatze fand unter einer mächtigen Ehrenpforte die Begrüßung seitens der Stadt durch den Herrn Bürgermeister von Schulz, welcher die Sänger mit warmen, herzlichen Worten willkommen hieß, statt. Der Bundesvorsitzende, Herr Lorige, dankte im Namen der einkehrenden Sänger mit kurzen, kernigen Worten. Der Neuruppiner Sängerbund war vollständig erschienen und begrüßte die Berliner Sangesbrüder mit Rade's „Gott grüße Dich“. Zum Schluß sangen alle Sänger vereint Mozart's Bundeslied. Bruder reich die Hand zum Bunde“, womit dieser feierliche Akt sein Ende erreichte. Nachmittags 5 Uhr fand das Hauptkonzert auf dem städt. Turnplatze statt, das Wetter war günstig und deshalb der Besuch ein sehr reger. Leider war die Absperzung des Festplatzes ganz ungenügend, so daß eine Kontrolle ganz unmöglich war. Die Rasse wird diesen Fehler gewaltig empfunden haben. — Das Programm brachte unter Wilh. Handwerg's trefflicher Leitung folgende Chöre: „Waldinger Aufzucht“ von Ch. Blausius; „Der Wald im Frühling“ von A. Röhr; „Dämmerung“ von Th. Winler; „Am Ort, wo meine Wiege stand“ von Wilh. Handwerg; „Mitter's Abschied“ von Joh. Kinkel; „Lied der Deutschen“ von Mendelssohn; „Still ruht der See“ von S. Pfeil; „Waldbadenschein“ von

rusische Geschäftsträger, auf der Bforte und erklärte, „seine Regierung habe die Bemühung dafür in der Hand, daß die Türkei in Bulgarien im Sinne des Fürsten Alexander gearbeitet und mit diesem sowie mit England zusammen gegen den russischen Einfluß gewöhlt habe. Die russische Regierung sei darüber unzufrieden und erjuche die Bforte, darnach zu sehen, daß die international festgestellten Rechtsgrundlagen in dem Basallienstaat geachtet würden“. Um dieser Mittheilung, die übrigens bloß mündlich war, noch mehr Nachdruck zu geben, überreichte die russische Botschaft am Sonnabend eine Note, in welcher die Bforte aufgefordert wurde, jene 200 000 Pfund Entschädigungsgelder, welche sie einem früheren Abkommen nach an russische Unterthanen zu zahlen hat, nunmehr auszusahlen, und zwar auf einmal. Ferner soll in Aussicht gestellt worden sein, daß Rußland die Bforte in einer schriftlichen Note für weitere Ueberlieferungen des Fürsten Alexander bezw. der Sobranje verantwortlich machen würde. Hiermit ist der Grund nahegelegt, um dessentwillen die leitenden türkischen Kreise seit dem Ende der vorigen Woche mit wachsender Bejorgnis auf die bulgarischen Vorgänge blickten.“ Nach einer Meldung der „Kreuzztg.“ aus Paris rükt die Türkei nicht ab. Die Armee in Makedonien und Rumelien bleibt konzentriert. In politischen Kreisen befürchte man im Herbst die Wiedereröffnung der orientalischen Krisis.

Ein russischer ehemals türkischer jetzt montenegrinischer Eingeborener meldet die Wiener „Neue Freie Presse“ aus Cetinje. Danach überschritten am 2. d. M. Morgens mehrere hundert bewaffnete Türken aus Roskwin den Grenzfluß Tara, hundert die nächsten Häuser an, besetzten die Befestigungen und nahmen zwei Kapitane gefangen. Die Montenegriner griffen die Eindringlinge am folgenden Abend an und vertrieben die Türken. Eine Anzahl Türken ist mit den gefangenen Kapitane in einen Häuserkomplex eingeschlossen und ihnen Bardon zugelegt, falls sie die Kapitane ausliefern. Der Verlust der Montenegriner beträgt 7 Tode und 13 Verwundete. — Das Wolffsche Bureau meldet über denselben Vorfall: In der Nacht zum 2. d. wurde Rajsovic von Ruhamedanern, welche aus drei montenegrinischen, ehemals türkischen, im Rai mit Gewalt besetzten Dörfern ausgewandert waren, in einer Städte von angeblich 2000 Mann überfallen. Zwei montenegrinische Kapitane wurden zu Gefangenen gemacht. Die Türken wurden mit Verlusten zurückgeworfen und 60 Mann eingeschlossen.

Amerika.

Der kanadische Fischereistreit dauert noch immer fort. Nach einem Wolffschen Telegramm aus New-York hat das englische Kriegsschiff „Terror“ abermals zwei amerikanische Fischerfahrzeuge bei Shelburne an der Küste von Neuschottland mit Beschlag belegt.

Der Schatzmeister der irischen Nationalliga hat weitere 25 000 Dollars (1 Dollar ist etwa 4 Mark) an Mr. Barnell gesandt. Der Gesamtbetrag der in dieser Woche abgeschickten Gelder beläuft sich auf 85 000 Dollars.

Die New Yorker Jury in dem wegen Boycottens gegen die „Ritter der Arbeit“ angestrenzten Prozeß hat sich nicht zu einem Wahrspruch einigen können.

Der Strom der europäischen Auswanderung, dessen große Mehrzahl sich bis vor wenigen Jahren nach dem Norden des amerikanischen Kontinents (Vereinigten Staaten und Kanada) wandte wird seit einiger Zeit in stärkerem Maße von dem südlichen Theile Süd-Amerikas angezogen, dessen klimatische Verhältnisse denjenigen unserer gemäßigten Zone ziemlich nahe kommen. Von den hier in Betracht kommenden Ländern wird in besonderem Maße die Argentinische Republik bevorzugt, deren Handelsbeziehungen zu Europa im Zusammenhange mit der stetig zunehmenden Einwanderung im Laufe der letzten fünf Jahre einen ganz außerordentlichen Aufschwung genommen haben. Auch der Entwicklung des Inlandverkehrs widmet die Regierung dieses großen Landes eine besondere Sorgfalt und viele Millionen werden alljährlich auf die Erschließung des Innern durch den Bau von Eisenbahnen, Kanälen und anderen Verkehrsstraßen verwandt. Die Mittel zur Bekräftigung dieser an sie heran tretenden kulturellen Aufgaben pflegt die Regierung bisher an den Geldmärkten von London und Paris aufzubringen. Nach den Mittheilungen, welche der Präsident der Argentinischen Republik, General Roca, vor einigen Wochen bei Eröffnung der Nationalversammlung gab, stieg die gesammte Handelsbewegung des Landes von 412 Millionen Mark im Jahre 1880 auf 760 Millionen Mark im Jahre 1885, hat sich also beinahe verdoppelt. Das Budget der Republik (mit Ausschluß desjenigen der einzelnen Staaten) belief sich 1880 auf 80 Mill. Mark, 1885 hingegen auf 156 Millionen Mark. Der Tonnengehalt der in argentinischen Häfen angelangenen und abgegangenen Schiffe hob sich von 1 350 000 Tonnen im Jahre 1880 auf 3 670 000 Tonnen im Jahre 1885. Die Einwanderung, welche 1880 nur 32 000 Personen betrug, erreichte im Jahre 1885 die hohe Zahl von 108 000 Personen. Als ein gutes Zeichen für fernere gedeihliche Entwicklung des Landes darf es angesehen werden, daß die Präsidentswahl, welche früher häufig zum Ausbruch von Unruhen Veranlassung gab,

Schwärzer; „Steh fest!“ und „Greut scheid' ich“ v. C. Hienmann. Die Ausführung der Gesänge, von denen die fünf zuerst genannten zum ersten Male gesungen wurden, war nicht immer eine „gute“ zu nennen. Wir haben den Bund schon viel besser singen hören! Wir sahen während des Konzertes viele der Herren Sänger mit dem Sängerscheitern auf der Brust, den edlen Gefühlsfakt schlürfen, ohne auch nur einmal das Bodium zu betreten. Die Direktion sollte gegen säumige Sänger mit aller Strenge vorgehen, denn sonst geht der so schwer erungene „gute Ruf“ des Bundes sehr bald wieder verloren. Die Vereinsvorstände können hier in erster Reihe helfen und sind für ihre Mitglieder verantwortlich zu machen; wird dennoch gegen die Festordnung gesündigt, so scheidet man die widerspenstigen Vereine aus, denn dieselben gehören nicht in eine Sängervereinigung, welche das Beste will. — Am Montag, Vormittags 10 Uhr, fand in der Klosterstraße, zum Besten der Stadtarmen, ein „geistliches Konzert“ statt, welches in allen seinen Theilen als vorzüglich gelungen bezeichnet werden kann. Der „kleine Chor“ des Bundes und die Solisten des Konzertes: Fräulein Anna Morgenstern-Berlin, Herr Max Robert-Berlin, Herr Wilhelm Handwerg-Berlin und Herr D. Seidel, Igl. Seminar-Ausfühler in Neu-Ruppin, rangen vereint um die Palme des Sieges und wurde den Besuchern des Konzertes ein hoher Kunstgenuss zu Theil. Herr Direktor Handwerg hat die Absicht, dieses Konzert in einer Kirche Berlins zu wiederholen. Am Nachmittage vereinte ein gemüthlicher Kommerz die Sänger aus dem Weinberge. Abends 11^{1/2} Uhr fand die Rückfahrt statt. Von all den geschmückten Häusern des Bismarck-Hotel auf; die angebrachten Sängervahlsprüche entzündeten die Festzüge.

König Ludwig II. auf der Bühne. Aus Pest wird geschrieben: Die dramatische Schnellbederei, deren sich ein deutscher Dichtersting bediente, indem er das tragische Geschick des Bayernkönigs für die Bühne „bearbeitete“, fand hier einen selt sauberen Nachahmer. Die ungarische Schauspieltruppe, die gegenwärtig im Ofener Sommertheater ein lämmertliches Leben fristet, kündigt für Freitag die erste Aufführung eines Ausschaltungsküdes unter dem Titel: „Die Tragödie des Schwänenkönigs“ an. Die vorläufige Anzeig verpricht eine glänzende Ausstattung mit großen Aufzügen und neuen Kostümen. Der Autor hält sich in Anonymität und wird wohl auch seine Gründe dafür haben. Er scheint ein Meister jener Mitterpoesie, die das Wort Hamlet's gründlich mißverstehen, dem Körper und dem Geist der Zeit Form und Abdruck ihres Wesens auf der Bühne zu zeigen.

diesmal ganz glatt verlaufen ist. Hoffentlich bedeutet daher der am 12. Oktober dieses Jahres bevorstehende Regierungsantritt des neuen Präsidenten Suarez Colman den Beginn einer neuen Zeit ungetrübter und ungehinderter Entwicklung des Landes und seiner reichen Hilfsquellen.

Asien.

Die Lage des russisch-persischen Handels stellt der aus Persien nach Russland zurückgekehrte Abgesandte des Finanzministeriums, General-Major Dawes, in sehr trübem Licht dar. In Regierungskreisen ist man zur Zeit mit Rücksicht auf die Verbesserung der Handelsbeziehungen mit Persien beschäftigt, doch dringt allem Anschein nach die Ueberzeugung, daß mit Regierungsmassnahmen allein wenig geholfen werden kann, immer mehr durch. Das Vordringen des englischen Obersten Lockhart nach Badakshan, dem wichtigsten der halb unabhängigen afghanischen Chanate, drängte diese Frage wieder in den Vordergrund, da den Engländern in diesem Fall nicht bloß strategische, sondern auch handelspolitische Absichten zugesprochen werden. Russland hat den besten Theil des Amu-Darja in seinen Händen und vertritt auf seinem Einfluß in Buchara, doch ökonomische Folgen dieser günstigen Umstände äußern sich dermaßen spärlich, daß es unternehmungslustigen ausländischen Kapitalisten kaum schwer fallen könnte, den Handel dort an sich zu reißen, und Russland somit bloß der Ruhm bleiben würde, dies Gebiet sich unterworfen zu haben. Auch aber, sagt Kattow, ist Rauch und weiter nichts.

Wie der Londoner Korrespondent des „Manchester Guardian“ erzählt, hat der Maharajah von Kaschmir beschlossene, eine Eisenbahn von Kaschmir im Anschluß an das indische Eisenbahnnetz bauen zu lassen. Man ist bereits mit der Vermessung beschäftigt. Die Bedeutung der neuen Bahn für den Handel nach Ostindien und Zentralasien liegt auf der Hand. Von den Engländern werden große Hoffnungen an das Projekt geknüpft.

Gerichts-Zeitung.

Das Erkenntnis im Münchener Sozialisten-Prozess.

IV.

„Das Einführen von Uebersetzungen ist untersagt. Deren Erscheinen unterbricht selbst das nur leise geführte Gespräch, ja selbst das fernere Beisammensein. Den Genossen ist nach ihren eigenen Aeußerungen, sowie aus Vorbestrafungen einzelner Mitglieder genau bekannt, daß das Gesez derartige Verbindungen unter Strafandrohung verpönt und werden Neuzutretende auf die Bewahrung des Geheimnisses der Verbindung u. nach Angabe des Zeugen Luy förmlich mit Handschlag verpflichtet. Es hat auch die Zeugin Elise Gamm bestätigt, daß die Angeklagte Saigel-Urban schon die vom Angeklagten Böttger der Zeugin gemachte Mittheilung, die B. Saigel gehöre zum Klub des Urban, als einen Vertrauensbruch bezeichnete, welcher den Ausschluß aus der Verbindung zur Folge habe, wie auch Saigel-Urban in einem ihrer Briefe davon spricht, es sei eine Schande für B., d. h. Böttger, der Gamm die jeweiligen Klubzungen zu verrathen. Die Unterordnung der hiesigen Verbindung unter eine Zentralleitung ist oben schon betont worden, es ergibt aber auch das in der Verhandlung vom 11. d. M. entrollte Bild der Gesamtorganisation, dann der Promptheit, mit welcher dieselbe in den bekannt gewordenen Fällen arbeitet, insbesondere bei Verhinderung von Flugblättern, deutliche und für die richterliche Ueberzeugung vollkommen genügende Anhaltspunkte, daß den Befehlen und Anordnungen der Obmänner und Vertrauensmänner der hiesigen Verbindung von ihren Genossen unweigerlich und unbedingt Gehorsam geleistet wird.“

Soweit der allgemein begründende Theil des Urtheils; es folgt nun die Aufzählung der einzelnen Angeklagten und der ihnen zur Last gelegten Handlungen. Einer eingehenden Kritik des Erkenntnisses enthalten wir uns, nicht etwa weil wir der besonders in liberalen Kreisen gebräuchelten Theorie huldigen, daß man vor richterlichen Aussprüchen das Opfer des Intellektes bringen und in stummer Ergebung alles unbefehlenen hinnehmen müsse, was ein drei- oder fünfköpfiges Richterkollegium als „halbsächsig feststellt“ zum Besten giebt, sondern weil wir der Ueberzeugung sind, daß das Urtheil gegen sich selbst zeugt und uns der Nothwendigkeit einer Kritik überhebt. Einige Bemerkungen wollen wir uns aber doch erlauben.

Wir machen den Richtern nicht den Vorwurf der Parteilichkeit, aber wir wissen auch, daß der Richter, wenn er den Thatsachen, um Recht zu sprechen, seinen inneren Menschen nicht ab- und den Parteimann nicht bei Seite legen kann.

Unter den Richtern befand sich ein Anhänger und Vorgesetzter jener Partei, welche es der Sozialdemokratie zu verdanken hat, daß sie die beiden früher beseffenen Münchener Reichstagsmandate einbüßte. Was Wunder, wenn in diesem Falle der Richter beim Parteimann sich Rath holte und dieser sagte: ohne Organisation hätte die sozialdemokratische Partei nicht so auftreten können wie gesehen; da aber das Gesez eine öffentliche Organisation nicht duldet, so muß die vermutete Organisation eine geheime sein. Wie leicht konstruirt sich nun nicht daraus die geheime „Verbindung“ mit verbottenen Zwecken u. s. w. Besonders, wenn man es sich im letzten Punkte so leicht macht, wie dies das Urtheil mit den „Instruktionen“ und der Verbreitung der Flugblätter. Man kann dem Urtheil ruhig zugeben, daß die „Instruktionen“ dazu bestimmt waren, auch bei späteren Flugblätter-Vertheilungen den Vertheilern als Information zu dienen, also gewissermaßen der Rahmen für eine auf die „Dauer“ bestimmte Verbindung zum Zweck der Verbreitung von Flugblättern zu sein; damit ist aber noch lange nicht die Voraussetzung des § 129 erfüllt. Dieser Paragraph stellt Verbindungen unter Strafe, „zu deren Zwecken oder Beschäftigungen gehört, Maßregeln der Verwaltung oder die Vollziehung von Befehlen durch ungesetzliche Mittel zu verhindern.“

Sollten also die Instruktionen etwas beweisen, dann müßte erwiesen sein — da das Flugblättervertheilen an sich nichts Strafbares ist — daß die Flugblätter selbst verboten waren, oder daß es sich in Zukunft um die Verbreitung verbottener Flugblätter gehandelt hätte. Beides ist aber nicht der Fall. Die in München verbreiteten Flugblätter sind zur Zeit ihrer Verbreitung nicht verboten gewesen, es ist also durch deren Verbreitung nach keiner Richtung irgend eine Maßregel der Verwaltung noch die Vollziehung eines Befehles zu verhindern versucht worden.

Alles also, was das Urtheil in Bezug auf die Instruktionen ausführt, fällt in sich zusammen, weil die Basis eine solche ist, von der die richterliche Voraussetzung ausgeht. Was von den Instruktionen gilt, gilt auch von den Versammlungen. Man beachte, alle in der Verhandlung zur Sprache gekommenen Versammlungen haben stattgefunden in öffentlichen Lokalen und in Gegenwart der übrigen Gäste. Die einzige Versammlung aber, welche in einem Nebenzimmer stattgefunden haben soll, die in der Rassenbach'schen Brauerei, hat so wenig den Eindruck einer Versammlung gemacht, daß der Polizeikommissar Klein, der in das Zimmer getreten ist, nichts weiter davon zu sagen weiß, als daß ihm die Gäste „überaus“ erschienen. Wenn es eine Versammlung gewesen wäre, warum hat der Polizeibeamte sie nicht aufgelöst und die Namen der Anwesenden festgestellt?

Was aber die geheimen Unterhaltungen betrifft, welche so geheim gehalten wurden, daß nicht einmal die bedienenden Kellnerinnen alles verstanden, was da gesprochen worden ist, so müssen wir gestehen, daß wir unseren Sinnen kaum trauen, als wir dieses Bemerkungmoment lösen. Also wer in Zukunft bei seiner Unterhaltung in einem öffentlichen Lokale nicht so laut spricht, daß die ab- und zugehende Kellnerin oder der Kellner

genau alles hören, was gesprochen wird, der nimmt an einer „geheimen“ Versammlung Theil und setzt sich der Gefahr aus, wegen Geheimthätigkeit unter Anklage gestellt zu werden. Es hieße wohl Wasser ins Meer tragen, wollte man einer solchen Feststellung gegenüber auch nur noch ein Wort der Kritik verlieren.

Wiesbaden, 4. Juli. Seit einigen Tagen beschäftigte das gegenwärtig tagende Schwurgericht ein Raubmordprozeß voll grauenhafter Details. Es handelt sich um den von Anfang d. J. an dem Landwirth Schneider zu Dieblich Kobach begangenen Mord. Angeklagt sind als Thäter J. Andel aus Fehlbahn (Bensheim) und J. Mallmann aus O. Birgenach (St. Goar); als Beihelfer K. Böller aus Fehlbahn und als Anstifter K. Albrecht aus Heßburg (Weimar). Die That geschah am 25. Januar d. J. Am Morgen wurde der 64 Jahre alte Mann tot im Bett gefunden. Er war Wittwer, wohnte allein in seinem Hause. Am Morgen kam die Aufwärterin; das Thor war verschlossen, Haus- und Stubenbühre standen weit offen. Ein Kull war erbrochen, verschiedene Kleidungsstücke, eine goldene Uhr u. a. fehlten. Schneider lag ermordet in seinem Bette. Im Hof und Garten fand man im Schnee die Spuren, die zur Entdeckung der Thäter führten. Die Verbrecher hatten zusammen im Gefängnis zu Wiesbaden gesessen; dort hatten sie den Plan verabredet. Andel hatte mit Albrecht im Jahre 1876 bei Schneider gedroschen und damals diesem einmal 100 M., einmal 200 M. gestohlen. Andel hatte 2 1/2 Jahre Gefängnis erhalten; Albrecht war wegen ungenügenden Beweises freigesprochen worden. Jetzt hatten sie vermuthet, daß Schneider von seinem verkauften Getreide wieder viel Geld besäße, und den Plan zum Diebstahl und — wenn der Bestohlene erwache — zur Tödtung gefaßt. Die Angeklagten sind in der That geblieben. Andel drang in das Zimmer; Schneider erwachte, Andel schloß ihm den Mund und Mallmann tödtete ihn mit dem Messer. Daraus erbrachen sie ein Kull, fanden aber kein Geld. Sie nahmen gemeinsam mit Böller Kleider und Weßzeug, eine Weste mit einer goldenen Uhr u. a. mit. Dann gingen sie fort zu Albrecht, der in dem Steinbruch bei Casfel wohnte. Dort theilten sie den Raub und ließen Albrecht einige Stücke. Von da begaben sie sich auf die Heimreise. — Laut dem gestern abgegebenen Wahrspruch der Geschworenen wurden Andel und Mallmann zum Tode, Böller zu lebenslänglichem Zuchthaus, Albrecht zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Die Verminderung der inländischen Kaufkraft wird jetzt von allen praktischen Geschäftsleuten zugestanden und als das Hauptübel, durch welches unsere wirtschaftliche Lage gegenwärtig eine so traurige geworden ist, angesehen. Der Umschwung ist sehr rasch erfolgt. Noch vor Jahresfrist hoffte man alles von der Hebung des Exports; man jubelte der Dampfer-Subvention und der überseeischen Kolonisation zu und träumte davon, daß das Deutsche Reich in die Fußstapfen von Großbritannien treten würde. Trotzdem nun die Kolonisation schon zahlreiche Opfer und bedeutende Geldsummen verschlungen hat; trotzdem unter Böllerschüssen, begeisterten Reden und Champagnertrunk der erste Subventiondampfer in See gestochen ist, ist die Kolonisations- und auch die Exportbegeisterung bedeutend am Schwanken. In fast allen Handelskammernberichten, die uns zu Gesicht gekommen sind, in fast allen Reden wirklicher und vermeintlicher Nationalökonomien tritt der Gedanke zu Tage, daß der große Konkurrenzkampf auf den Exportgebieten die Ueberproduktion nur vermehren, die wirtschaftliche Krise nur verlängern und verschärfen würde. Eine wesentliche Verminderung der Produktion, um dadurch die Konsumtion mehr mit derselben in Einklang zu bringen, wird nur noch von der „Tante Volk“ mit einer kaum begreiflichen Halsstarrigkeit vertreten, trotzdem die von den nationalökonomischen Mitarbeitern der deutschsprachigen „Nation“ dieser Standpunkt geradezu als ein spezialbürgerlicher und ordverblicher bezeichnet worden ist. Und das ist er auch. Jede Einschränkung der Produktion bedeutet besonders in der heutigen Krise eine weitere Verminderung der Kaufkraft des Volkes, die jetzt schon in bedenklicher Weise heranzieht. Jede Vohnhöherung trifft schließlich die Unternehmer selbst, weil sie die Preise der Produktion sinken läßt und schließlich die Produktion weiter vermindert. Seither waren die europäischen Kulturnationen auch in der glücklichen Lage, ihre vielfach schlechten Waaren auf den außer-europäischen Markt zu bringen und dieselben zu hohen Preisen zu verkaufen. Jetzt aber, und besonders seitdem Nordamerika mit in den Konkurrenzkampf eingetreten ist und fast alles produziren kann, was es selbst verbraucht, ist die wirtschaftliche Lage eine ganz andere geworden. Gewiß waren es für die Herren Fabrikanten selbige Zeiten, als sie noch z. B. ihre Stahlwaaren (besser gesagt: Blechwaaren) mit einigen hundert Prozenten Reingewinn nach Texas oder Argente liefern konnten und ihre Arbeiter mit einem geringen Lohn abspeisten! Jetzt wird bei diesem Export wenig mehr verdient und die Arbeiter erhalten einen noch weit niedrigeren Lohn. Wenn nun aber eine Verminderung der Produktion und nicht aus der Krisenquellen, der traurigen Zeit führen kann, wenn ferner bei Vertheilung einer klotzen Produktion die Absatzgebiete fehlen, die Preise der Produkte und die Löhne immer mehr sinken, was dann?

Der Jahresbericht des österreichisch-ungarischen Generalkonsuls zu Berlin zeigt uns, daß neben einem Rückgang der Ausfuhr aus Deutschland auch ein Einlen des einheimischen Absatzes stattgefunden hat, den man schon an den starken Ausfällen der Eisenbahn-Einnahmen erfahren konnte. Dies zeige eine Verminderung der inländischen Kaufkraft. Diese aber sei das größte Uebel. Wenn wir andere Berichte und besonders die der Handelskammern lesen, so erfahren wir noch, daß im vorigen Jahre der Arbeitslohn im Allgemeinen nicht gewachsen sei, daß aber, falls die Krisis noch andauere, das Jahr 1886 vielfach Lohnreduktionen bringen werde. Unsere Leser wissen, daß diese Prognostierungen sich zum Theil leider schon erfüllt haben. Alles in Allem genommen muß also in erster Linie der Verminderung der Kaufkraft im eigenen Volke entgegengetreten werden, in zweiter Linie die Kaufkraft des Volkes erhöht werden. — Wie soll das aber geschehen? Wir haben die Wege schon angedeutet noch vor Kurzem, indem wir uns auf den Anspruch des Dr. Mueler stützten, der eine richtigere Vertheilung der Güter unter die Produzenten verlangt, jedoch ist dabei immer zu betonen, daß, solange die Interessenten in Staat und Gesellschaft am Ruder sind, das bedeutende Opfer, welches eine gerechtere Gütervertheilung in dem Produktionsprozeß verlangt, von den Besitzenden nicht gebracht wird. — Dazu können dieselben nur durch eine tiefereingreifende soziale Gesetzgebung zum Wohle des Volkes und zum Heile des Vaterlandes gebracht werden.

Die Jahresberichte der schlesischen Handelskammern sind voll von Klagen über den schlechten Geschäftsgang. So theilt die Handelskammer zu Lauban mit, daß die Hoffnungen auf ein betriebliches Geschäft, welche man noch zu Anfang des Jahres 1885 gehabt habe, sich durchaus nicht erfüllt hätten. Diesem Ausspruch schließt sich die Handelskammer von Oirschberg-Schönau fast wörtlich an, welche zugleich über die „verminderte Kaufkraft“ des Publikums klagt und diese verantwortlich macht für die wirtschaftliche Kalamität. Sonderbarer Weise lobt dieser Bericht die Wirkungen des Schutzzolls. Auswärtige Märkte seien nicht verloren gegangen, aber — der Konsum ist überall kleiner geworden. Dann sei der inländische Markt vor der auswärtigen Konkurrenz doch etwas geschützt worden. Wir aber fragen, was das denn für eine Bedeutung hat, wenn sich fort und fort die Kaufkraft bei uns vermindert? Die Waarenpreise werden durch die Schutzzölle auf einer gewissen

Höhe gehalten, es sind aber keine Leute da, die diese Preise bezahlen können. Man sieht, daß unsere Industriellen in ihrer Verlegenheit recht unlogische Hochsprünge machen. Dann erfahren wir auch aus diesen Berichten, daß bis Ende 1885 die Arbeiterzahl und die Lohnsätze noch keine besondere Veränderungen erfahren hätten, daß sich aber eine Verschlechterung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse nicht länger mehr abwenden lasse. — Man sieht, der Arbeiterstand geht immer mehr trotz des „wirtschaftlichen Aufschwungs“, welchen gouvemenmentale Blätter heute noch tapfer verkünden, einer traurigen Lage entgegen.

Die „Wohlfahrts-Einrichtungen“, welche von den Fabrikanten getroffen werden, haben sehr oft einen argen Beigeschmack der Profitmacherei. Wie schwärmen die Fabrikantenspektoren für den Unternehmer, der Arbeiterwohnungen baut! Wie oft macht aber dieser ein gutes Geschäft, wie sehr festsetzt er den Arbeiter an die Scholle, macht ihn von sich abhängig. So theilt ein österreichischer Gewerberath, der Gräzer Fabrikinspektor, mit, daß er derartige „Wohlfahrts-Einrichtungen“ gefunden hat, die „finster, dumpfig, mehr einem Stall ähnlich waren“. Human und profitabel!

Solinger Säbellsingen. Die in Solingen für die englische Kinnee gefertigten Säbellsingen müssen folgende Probe bestehen: Die Klinge muß zuerst eine Belastung von 16 Kilogramm auf die Spitze gelegt ertragen, ohne eine Durchbiegung erkennen zu lassen. Alsdann wird dieser Druck so vermehrt, daß die Klinge sich durchbiegend um 16 Zentimeter verflücht und trotzdem wieder gerade springt. Nach einem mit der Schneide unter Anwendung voller Manneskraft auf einen Hindblock ausgeführten Hieb und einem gleichen mit der Rückseite, wonach durch Einlegen in eine verteilte Schablone die genau vorgeschriebene Krümmung kontrollirt wird, folgt die Biegeprobe. Zu diesem Behuf wird die Klinge in einem besonderen Apparat nach einer Biegung von 90 Grad ausgelegt und muß wieder genau grade springen. Darauf wird das Gewicht derselben und endlich die Lage des Schwerpunktes untersucht und nun erst schlägt der Beamte seinen Abnahmestempel darauf.

Zum Tischlerstreik in Freiburg i. Br. Kollegen! Unsere billigen Forderungen, die wir an die Herren Meister gestellt haben, wurden uns gänzlich verweigert. Wir hatten zuerst den Antrag auf 10 stündige Arbeitszeit und Regelung der Alltagspreise gestellt. Daraus wurde uns bei der Besprechung seitens der Meister die Mittheilung gemacht, mit 10 1/2 stündiger Arbeitszeit könnte die Sache auf friedlichem Wege geschlichtet werden. Darauf gingen wir auch ein, um die Sache friedlich abzumachen. Aber leider war das nur eine Vorspiegelung, denn 2 Tage später rief der Obermeister seine Kollegen zusammen und wir hofften eine Entscheidung in diesem Sinne zu erhalten, bekamen aber die schriftliche Mittheilung vom Obermeister, daß sich die Meister zu keinen weiteren Verhandlungen mehr ergeben werden. Darum, werthe Kollegen, haltet Zugzug fern. Nur dadurch wird uns die Entscheidung in dieser Sache, worin es voraussichtlich zum Kampf kommen wird, erleichtert. Die Kommission der Schneiderergesellen Freiburg i. Br. Alle Sendungen sind zu richten an Schneider Kleider, Güntewälderstraße 12.

Kleine Mittheilungen.

Wien, 2. Juli. Ueber die bekannte Denunziationsgeschichte schreibt die „N. Fr. Pr.“ folgendes: „Der Wiener Gemeinderath hat heute in der Affaire Pflister, welche seit Wochen auf den Lippen aller Mitglieder dieser Körperschaft brannte, ein summes und doch bereites Urtheil abgegeben. Als der Mann, der nicht davor zurückscheute, einen politischen Gegner wegen eines vor drei Jahren unüberlegterweise begangenen Deliktes (Wahlrechtsbeleidigung) der Polizei anzugeben, heute den Sitzungssaal betrat, erhoben sich von den anwesenden 79 Gemeinderäthen 63, um den Saal zu verlassen. Nur ein kleiner Haufe intimen Parteigenossen verblieb und zeigte in keiner Weise, mit welcher überwältigenden Mehrheit der Gemeinderath das Vorgehen Pflister's verurtheilt. Als auf den in den Blättern veröffentlichten Bericht über die Gerichtsverhandlung Pflister in einer Reihe von „Berichtigungen“ sich zu rechtfertigen versuchte, hatte man im Gemeinderathe das Ergebnis dieser Versuche abwarten wollen, ehe man sich zu einer Kundgebung entschloß. Als sich aber gerade durch diese „Berichtigungen“ die volle Wahrheit der gegen Pflister vorgebrachten Anklagen erst recht erwies, beschloß der „Fortschritt-Klub“, die Initiative in der den Gemeinderath so peinlich berührenden Angelegenheiten zu ergreifen und Mitglieder sämtlicher Parteien, mit Ausnahme der „Demokraten“ oder vielmehr des „Antimisten“ Kreises derselben, zu einer Besprechung einzuladen. Eine solche fand schon gestern in kleinerem Kreise statt. Man erkante, daß dem Gemeinderathe als Körperschaft keine Macht zuzuführen, ein Mitglied, welches sich in solcher Weise kompromittirte, aus seiner Mitte zu entfernen, und daß dies nur durch die Wählerschaft selbst geschehen könnte. Oben so wenig Recht stand dem Gemeinderathe zu, Pflister aus der Bezirksvertretung abzurufen. Nur die Stelle eines Kommissars konnte demselben über Beschluß des Gemeinderathes entzogen werden. Es stellte sich aber heraus, daß Pflister seit 1884 dem Armenrath nicht mehr angehört. Unter solchen Verhältnissen und in der festen Ueberzeugung, daß der Gemeinderath diesem Manne gegenüber Stellung nehmen müßte, wurde beschlossen, mit Pflister nicht mehr gemeinsam im Rath der Stadt zu sitzen, bis die Wählerschaft durch eine Neuwahl ihr Urtheil abgegeben, und zwar sollten sämtliche Mitglieder der Versammlung den Saal zu dem Momente verlassen, in welchem Pflister denselben betrat. Der Beschluß wurde denn auch durchgeführt. Die „Demokraten“ hatten kurz vor Beginn der Sitzung erfahren, daß der vertraulichen Sitzung ein die Affäre Pflister behandelnder Antrag eingebracht werden sollte, und bereiteten sich, Pflister, so wie es heißt, heute der Verhandlung fernzubleiben wollte, hoh zu lassen. Die Sitzung hatte mittlerweile begonnen. Die Gäste waren erledigt, und eben trat Dr. Scholz an den Präsesentisch, als Pflister eintrat. Wie auf ein Kommando erhob sich die ganze Rechte, das Zentrum und ein Theil der Linken, um demonstriativ den Saal zu verlassen. Nur Dr. Lueger, dessen intimster Anhang blieben im Saal zurück. Der Präsesentisch mußte die Sitzung unterbrechen, und als auf wiederholte Aufforderung, im Saale zu erscheinen, Niemand den Ruf folgte, die Sitzung schloß. Mit welcher Scheu man dem Pflister ausweicht, beweist der Umstand, daß im Präsenzprotokoll nicht einmal ein Name unter dem heutigen steht, sondern daß es der noch ihm Kommande vorzog, seinen Namen auf eine neuen Seite zu setzen. Diese in der Chronik unvollständige Stadterrichtung einzig dastehende Demonstration soll so lange fortgesetzt werden, bis Herr Pflister den Sitzungen fernbleibt oder durch eine Neuwahl in den Gemeinderath in die Stadtervertretung neuerlich entsendet werden sollte. Herr Pflister hielt sich dieser tief verletzenden Demonstration gegenüber unempfindlich. Er lachte und scherzte mit einigen Parteigenossen, und als auch diese ziemlich saure Miene zeigten, entschloß er sich, ein Abendblatt aus der Tasche zu ziehen und zu lesen. Nachdem der Vorlesende die Sitzung geschlossen, entfernte er sich jedoch schleunigst aus dem Saal. Niemand wagte es, die Partei des Gemeinderathes zu ergreifen. Nur Dr. Lueger sagte, als der Vorlesende mittheilte, daß die Mitglieder, welche den Saal verlassen hatten, nicht wieder denselben zurückkehren wollten, „Sie sollen gar nicht kommen!“ Es hat also den Anschein, als ob der Führer der Demokraten den Gemeinderath am liebsten aus dem Rath der Stadt Pflister's Zusammengefügung sehen möchte. Der „Demokrat“ von heute!“

Das Verfahren bei Unfällen nach dem Unfallversicherungsgesetz.

Die Unfallversicherungsgesetzgebung hat nicht nur einen neuen, bisher ganz unbekanntem Instanzenzug geschaffen, sondern auch Fristen festgesetzt, innerhalb welcher die Ansprüche bei Vermeidung des Verlustes derselben geltend zu machen sind.

Die Neuheit der Sache und noch mehr die Wichtigkeit derselben lassen es dringend erforderlich erscheinen, den Instanzenzug des Unfallgesetzes sich recht klar zu machen. Doch an Unklarheit hierüber nicht bloß Privatleute, sondern selbst Behörden und Vertreter, (wie Anwälte und dergl.) der Verletzten leiden, erklärt das Reichsversicherungsamt aus freien Stücken.

Gewöhnlich wenden sich dieselben in ihrer Rathlosigkeit sofort an die letzte Instanz, das Reichsversicherungsamt in Berlin, bedenken jedoch nicht, daß dieses gar nicht betugt ist, ihre Angelegenheit zu ordnen und zu führen, daß sie sich vielmehr durch die Verzögerung des Bescheidens des richtigen Instanzenweges empfindliche Nachteile (wie Versäumnis der Frist) zuziehen können.

Um diesem Uebelstande vorzubeugen, hat das Reichsversicherungsamt zu Berlin diejenigen allgemeinen Ausführungen zur Nachachtung publiziert, welche es auf die falsch angebrachten Eingaben bisher zu erwidern pflegte. Da in ihnen eine übersichtliche und außerdem amtliche Belehrung über das Verfahren bei eingetretenen Unfällen enthalten ist, so wollen wir ihnen durch Abdruck eine größere Verbreitung geben. Behörden wie Versicherte finden darin die nöthige Anleitung, um die Sache nicht durch Formfehler zu schädigen.

I. Allgemeines.

1. Gegen die Berufsgenossenschaften können Entschädigungsansprüche nur erhoben werden, wenn durch einen Betriebsunfall eine auf Grund des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 beziehungsweise des Ausdehnungsgesetzes vom 28. Mai 1885 versicherte Person getödtet ist oder eine Körperverletzung erlitten hat, die den Tod oder eine Erwerbsunfähigkeit von mehr als dreizehn Wochen zur Folge hat. Bei einer Erwerbsunfähigkeit von kürzerer Dauer hat sich der Verletzte an die Krankenkasse, welcher er angehört, zu halten (§ 5 Absatz 2 Ziffer 1 und 2 des Unfallversicherungsgesetzes, §§ 1 ff. des Krankenversicherungsgesetzes).

2. Die Feststellung der Entschädigungen soll ohne Antrag der Berechtigten durch die dazu berufenen Organe der Genossenschaften (§ 57 a. a. D.) von Amts wegen bewirkt werden, sobald die Thatfachen, welche den Entschädigungsanspruch und seinen Umfang bedingen, feststehen (§ 58 a. a. D.), wofür meistens schon durch die nach §§ 53 bis 56 a. a. D. vorgenommene amtliche Untersuchung die erforderliche Grundlage gewonnen sein wird.

3. Entschädigungsberechtigte, für welche die Entschädigung nicht von Amts wegen festgestellt ist, haben ihren Entschädigungsanspruch bei Vermeidung des Ausschusses vor Ablauf von zwei Jahren nach dem Eintritt des Unfalls anzumelden (§ 59 Abs. 1 a. a. D.).

II. Anmeldestellen.

a. Betriebe mit Mitgliedschein.

4. Bezüglich der Stelle, an welche solche Anmeldungen (Ziffer 3) zu richten sind, kommt es zunächst darauf an, ob sich der Unfall, in Folge dessen der Entschädigungsanspruch erhoben wird, in einem Betriebe ereignet hat, für welchen ein Mitgliedschein von einer Berufsgenossenschaft erteilt worden war. Ist dieses der Fall — worüber der Betriebsunternehmer Auskunft geben kann —, so hat nach § 59 Absatz 1 a. a. D. die Anmeldung des Entschädigungsanspruchs bei dem nach Maßgabe des Gesetzes (§ 57) oder Statuts zuständigen Genossenschaftsorgan (Genossenschaftsvorstand, Sektionsvorstand, Vertrauensmann) zu erfolgen. Welches Organ in einzelnen Fällen zuständig ist, wird zunächst bei dem Betriebsunternehmer zu erfragen, eventuell durch Nachfrage entweder bei dem Genossenschafts- oder Sektionsvorstand oder bei dem zuständigen Vertrauensmann oder bei der Orts- beziehungsweise Polizeibehörde zu ermitteln sein.

Sollten diese Wege zu keinem Ergebnis führen, so empfiehlt das Reichsversicherungsamt den Entschädigungsberechtigten,

bei der Ortsbehörde die Einholung einer amtlichen Auskunft seitens der zuständigen unteren Verwaltungsbehörde über Namen und Wohnort des Vorstehenden des Genossenschaftsvorstandes zu erbitten.

Die unteren Verwaltungsbehörden sind diesfalls durch Zusendung einer Nachweisung der Namen, Sitze und Bezirke der Berufsgenossenschaften, der Sektionen und der Schiedsgerichte, ferner der Namen und Wohnorte der Vorstehenden der Genossenschafts- und Sektionsvorstände, sowie der Schiedsgerichte in den Stand gesetzt, eine solche Auskunft zu erteilen.

Der Entschädigungsanspruch ist sodann bei dem in vorstehender Weise ermittelten Genossenschaftsvorstand anzumelden und letzterer rechtzeitig zu ersuchen, die an ihn gerichtete Entschädigungsanmeldung, falls er nach dem Statut zur Entscheidung darüber nicht berufen sei, an den zuständigen Sektionsvorstand eventuell Vertrauensmann zur weiteren Veranlassung abzugeben.

5. Wegen den vom Genossenschafts- beziehungsweise Sektionsvorstand oder Vertrauensmann zu erlassenden Bescheid, durch welchen die Entschädigung abgelehnt oder in einer der Ansicht des Entschädigungsberechtigten nicht entsprechenden Höhe festgesetzt wird, steht dem letzteren die Berufung auf schiedsrichterliche Entscheidung zu (§ 62 Absatz 2 a. a. D.).

Diese Berufung ist bei Vermeidung des Ausschusses binnen vier Wochen nach der Zustellung des Bescheides bei dem Vorstehenden desjenigen Schiedsgerichtes zu erheben, in dessen Bezirk der Betrieb, in welchem der Unfall sich ereignet hat, belegen ist. Wer dieser Vorstehende ist, muß in dem Bescheide angegeben sein. (§ 62 Absatz 3 a. a. D.)

b. Betriebe ohne Mitgliedschein.

6. Ergreift sich der Unfall, in Folge dessen der Entschädigungsanspruch erhoben wird, in einem Betriebe, für welchen ein Mitgliedschein von einer Berufsgenossenschaft nicht erteilt worden war, so hat die Anmeldung des Entschädigungsanspruchs bei der unteren Verwaltungsbehörde (gewöhnlich Polizeibehörde, Landrath) zu erfolgen, in deren Bezirk der Betrieb belegen ist. Dieselbe hat den Entschädigungsanspruch mittelst Bescheides zurückzuweisen, wenn sie den Betrieb, in welchem der Unfall sich ereignet hat, für nicht unter den § 1 a. a. D. beziehungsweise § 1 des Ausdehnungsgesetzes fallend erachtet; andernfalls hat sie die Feststellung der Genossenschaft, welcher der Betrieb angehört, nach Maßgabe der §§ 34—37 des Unfallversicherungsgesetzes herbeizuführen und, nachdem diese Feststellung erfolgt ist, den angemeldeten Entschädigungsanspruch dem zuständigen Vorstande zur weiteren Veranlassung zu überweisen, auch dem Entschädigungsberechtigten hiervon schriftlich Nachricht zu geben (§ 59 Absatz 4 a. a. D.).

7. Wegen den Bescheid der unteren Verwaltungsbehörde (Ziffer 6), durch welchen der Entschädigungsanspruch aus dem Grunde abgelehnt wird, weil der Betrieb, in welchem sich der Unfall ereignet hat, für nicht versicherungspflichtig erachtet wird, steht dem Verletzten und seinen Hinterbliebenen die Beschwerde an das Reichsversicherungsamt zu. Dieselbe ist binnen 4 Wochen nach der Zustellung des ablehnenden Bescheides bei der unteren Verwaltungsbehörde einzulegen (§ 62 Absatz 1 a. a. D.).

c. Das Ausdehnungsgesetz vom 28. Mai 1885.

8. Das Gesetz über die Ausdehnung der Unfall- und Krankenversicherung vom 28. Mai 1885 ist bisher nur für die in § 1 Ziffer 1 desselben bezeichneten Betriebe, den gemeinsamen Betrieb der Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverwaltungen, sowie sämtliche Betriebe der Marine- und Heeresverwaltungen und zwar einschließend der Bauten, welche von diesen Verwaltungen für eigene Rechnung ausgeführt werden, seinem vollen Umfange nach in Kraft getreten.

Auf Unfälle, welche sich in den vorgenannten Betrieben vom 1. Oktober 1885 an ereignet haben, finden die oben unter Nr. 1—7 wiedergegebenen Bestimmungen des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 mit der Maßgabe Anwendung, daß die Feststellung der Entschädigungen bei den Reichs- und Staatsbetrieben zunächst durch die — den unteren Verwaltungsbehörden diesfalls gleichfalls bekannt gegebenen — Ausführungsbehörden erfolgt, bei denen der Entschädigungsanspruch anzumelden ist (§ 1, § 2 Absatz 3, §§ 3, 7, 8 und 10 des Ausdehnungsgesetzes vom 28. Mai 1885).

Die jungen Eheleute sahen sich bestürzt an. Hortense fand ihre Mutter lächerlich. Nicht einmal Nachts ließ sie sie mit ihrem Mann allein. Beim geringsten Geräusch eilte Mama darfuß herbei, klopfte an und erkundigte sich, ob sie krank seien. Antworteten sie: nein, so rief sie:

„Dann wäre es gescheit, wenn ihr schlafen würdet. Morgen schlummet ihr mir sicher am Ladentisch ein.“

Nur, es war nicht mehr zum aushalten! Lucien zählte alle Ladenbesitzer des Viertels auf, die sich eine kleine Erholungsreise gönnten, während ihre Eltern oder zuverlässige Angestellte ihre Stelle vertraten. Der Handschuhfabrikant aus der Rue Lafayette ist in Dieppe, der Messerschmied aus der Rue St. Nicolas in Luchon und der Goldschmied am Boulevard mit seiner Frau in der Schweiz. Jawohl, alle besser situirten Leute gönnten sich einen Monat Ferien.

„Dabei geht das Geschäft zu Grunde, mein Herr,“ schrie Madame Larioviere entsetzt. „Zu meiner Zeit ging man alle Jahre einmal am Pfingstmontag ins Bois de Vincennes, und wir haben uns dabei nicht schlechter befunden als jetzt. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mit solchen Landstreichereien unser Haus noch zu Grunde richten werden.“

„Aber es war ja ausgemacht, daß wir uns eine Reise gönnten sollten,“ wachte Hortense einzuwenden. „Besinne dich nur, Mama, du selbst hattest Deine Zustimmung gegeben.“

„Mag sein, aber das war vor der Hochzeit. Vor der Hochzeit kommt man leicht dazu, solche Dummheiten zu versprechen. Jetzt ist es an der Zeit, ernsthaft zu sein.“

Um einen Wortwechsel zu vermeiden, ging Lucien aus. Er wäre im Stande gewesen, seine Schwiegermutter zu erwürgen. Nach zwei Stunden kehrte er ganz verändert zurück, sprach freundlich mit Madame Larioviere und ein Lächeln spielte um seine Lippen.

„Hast du die Normandie schon gesehen?“ fragte er Abends seine Frau.

Lokales.

Ein charakteristisches Kennzeichen unserer augenblicklichen gesammten wirtschaftlichen Verhältnisse ist bekanntlich der niedrige Zinsfuß, zu dem bei genügender Sicherheit des Schuldners Kapitalien zu haben sind. Auch für unseren Berliner Häuserbesitz wachen sich diese Verhältnisse bemerkbar, allerdings nicht in der Weise, daß die Allgemeinheit daraus Nutzen zöge. Nachdem unsere häßliche Sparlaste künstlich die Verleihungsgrenze für erste Hypotheken zu Gunsten der darlehnsuchenden Hausbesitzer erweitert und die Gewährung eines niedrigen Zinsfußes von der mehr oder minder günstigen Lage der Grundstücke abhängig gemacht hat, folgen auch andere Kreditinstitute diesem Beispiel, und das Angebot erster Hypotheken zu niedrigem Zinsfuß ist ein großes. Aber einmal sind die gerichtlichen Formalitäten bei Bildung der alten und Eintragung einer neuen Hypothek mit sozialer Notariats-Gerichts-kosten und Stempelabgaben behaftet, daß durch diese der Unterschied im Zinsfuß gleich auf Jahre hinaus vorweg aufgehoben wird und die Hausbesitzer meist nur gewungen zu dieser umständlichen und kostspieligen Hypotheken-Konvertierung schreiten, und sodann bestatet auch nur selten der Hausbesitzer das nöthige Maß der Selbstverleugnung, um bei billigeren Hypotheken auch die Miethen billiger zu bemessen; in den weitaus meisten Fällen wird der Herr Hausbesitzer die billige Hypothek sich gefallen lassen und gemeinsam mit seinen Nachbarn für weitere Erhöhung der Miethen agitiren, also Vortheile nach zwei Richtungen zugleich zu erreichen suchen, ohne daß die große Menge der Miether von den Vortheilen des niedrigeren Zinsfußes etwas merkt. Ein Beispiel, in der Köpenickerstraße wohnender Grundbesitzer, der bei solcher Hypotheken-Umwandlung zugleich nach einer dritten Richtung Vortheile suchte, indem er von den gerichtlichen Formalitäten ab-sah, um die Kosten zu sparen, ist dadurch in arge Verlegenheit gekommen. Er veranlaßte den Besitzer seiner ersten Hypothek, die zu 5 pCt. eingetragen stand, diese einem anderen Gläubiger abzutreten und trat dann mit dem letzteren das Abkommen, statt der 5 pCt. nur 4 pCt. Zinsen zu zahlen. Im gerichtlichen Grundbuche wurde von dem ganzen Geschäft, ebenfalls der Kostenersparnis wegen, nichts vermerkt. Vor Kurzem ist nun der neue Gläubiger gestorben und der Vormund der mineorennen Kinder läßt zwar die Besten der Hypothek gelten, will aber von der Abmachung eines billigeren Zinsfußes nichts wissen. Der sparstüchtige Hauswirth wird also einen kostspieligen Prozeß zu führen haben und im günstigsten Falle die Kosten für die Umschreibung der Hypothek nachträglich bezahlen.

Das Wohnungssuchen in Berlin ist infolge der sich mehrenden Ansprüche, welche die Berliner Hauswirthe mit wenigen Ausnahmen sowohl der Wohnungsmiethen, als auch in Bezug auf die Personalkosten der eornt. Miether heute stellen, eine der schwierigsten und undankbarsten Arbeiten — und eine Arbeit ist es auf alle Fälle — geworden, die ein Mensch zu vollführen gewungen ist, welche nicht allein Demüthigungen aller Art, Aerger, Verdruß und gesundheitliche Schäden, hervorgerufen Ueberanstrengung, sondern auch finanzielle Nachteile im Gefolge hat. Wo in aller Welt eine „raffende“ Wohnung finden? Wer erkundet die Räthsel, die sich geheimnißvoll hinter den fünf Wörtern: „Hier sind Wohnungen zu vermieten“ verbergen? Eilige Vermietter haben wenigstens einen, wenn auch dürftigen Anhalt hierzu gegeben durch den Zufug: „Zu erfragen dort und dort!“ die Miethen halten indessen auch dieses geringe Entgegenkommen für überflüssig und glauben ihrer Hausherrnwürde etwas zu vergeben, überlassen es demnach den Miethern, auf irgend eine Weise den Weg zu ihnen zu erforschen. Hat man nun glücklich den Wohnsitz des Hauswirths entdeckt, so wird man, obgleich man mit ausgesuchter Höflichkeit demselben entgegentritt, von diesem doch mit mißtrauischen Blicken empfangen. Auf die bescheidene Frage nach den zu vermietenden Räumlichkeiten erfolgt die barsche Gegenfrage: „Was suchen Sie?“ Sind beide Theile genügend orientirt, so erbittet man sich die gütige Erlaubniß, sich die betreffenden Räumlichkeiten ansehen zu dürfen und macht nun die erforderlichen Entdeckungstouren durch die Vorder- und Hinterhäuser bis in die höchsten Etagen hinauf, um mit der Ueberzeugung wieder fortzugehen, daß keine der vakanten Wohnungen „pakt“ und, mit demselben Erfolge, anderwärts sein Heil zu versuchen. Sind schließlich durch die gemachten Erfahrungen die zu stellen-

„Du weißt ja wohl,“ erwiderte Hortense, „daß ich nie weiter gekommen bin, als bis ins Bois de Vincennes.“

Tags darauf brach ein Gewitter los im Spielwaaren-laden. Papa Berard, der als Bon vivant gilt und alle Geschäfte rasch zu Ende zu führen weiß, machte seinen Kindern einen Besuch und lud sich zum Frühstück ein. Beim Kaffee verkündete er, daß er ein Geschenk mitgebracht habe, und jop triumphirend zwei Eisenbahnbillets heroor.

„Was soll das?“ fragte Madame Larioviere mit wuth-erfüllter Stimme.

„Zwei Billets erster Klasse für eine Rundreise in die Normandie! Wie gefällt Euch das? Einen Monat in der frischen Luft, und ihr kehrt munter und rothwangig zurück.“

Madame Larioviere war farr vor Entsetzen. Sie hatte Lust, zu protestiren, aber mit Papa Berard, der immer das letzte Wort haben will, mochte sie sich nicht in einen Streit einlassen. Um das Maß des Entsetzens voll zu machen, bestand der Kurzwaarenhändler darauf, daß die Reisenden den nächsten Zug benutzen sollten, und er wollte sie nicht eher aus den Augen lassen, als bis sie im Koupee sitzen würden.

„Wohlan,“ schrie Madame Larioviere wüthend, „so nehmt meine Tochter fort; daß ist mir am Ende lieber, als wenn sie sich im Laden küssen. Ich werde unterdessen für die Ehre des Hauses sorgen.“

Und so geschah's. Der Schwiegervater begleitete das Paar an den Bahnhof, nachdem er ihnen kaum Zeit gelassen, das Nothwendigste in einen Koffer zu stopfen, und verabschiedete sich mit schallenden Küffen. Auch empfahl er ihnen, alles genau zu betrachten, um ihm nachher mit Erzählen die Stunden verkürzen zu können. Das werde ihm Spaß machen.

Auf dem Perron beeilten sich Hortense und Lucien, ein leeres Koupee zu besetzen. Nichtig hatten sie auch das Glück, ein solches zu finden; doch kaum hatten sie sich drinnen bequem zu einem tête à tête eingerichtet, so sahen sie mit Bedauern einen Herrn einsteigen, der sie durch große Brillen- gläser streng musterte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Traurig lehnte sich Hortense aus Fenster und stellte sich, als ob sie die Landschaft betrachtete, aber Thränen traten ihr in die Augen und verhallten ihrem Blick die Landschaft.

Die Rundreise.

Von Emile Zola.

Nicht Tage waren verfloßen, seit Lucien Berard und Hortense Larioviere ihre Hochzeit gefeiert. Seit dreißig Jahren betrieb Madame Larioviere ein Spielwaarengeschäft in der Rue de la Chaussée d'Antin in Paris. Sie war eine übermäßig schlank Frau von nicht sehr angenehmem Charakter, aber sie hatte, trotz ihres despotischen Charakters, die Hand ihrer Tochter Lucien, dem einzigen Sohne eines Kurzwaarenhändlers, nicht verweigern können; doch war es ihre Absicht, das junge Paar scharf zu überwachen. Laut Verathschlagung sollte sie das Geschäft ihrer Tochter abtreten und ein Zimmer in der Wohnung des jungen Ehepaars bewohnen, aber sie blieb doch die Seele des Geschäftes und führte es unter dem Vorwande fort, die Kinder in den Gang desselben einzuführen zu müssen.

So lam der Monat August. Die Geschäfte gingen sehr schlecht, die Hitze war drückend, und Madame Larioviere unangenehmer denn je. Sie duldete es nicht, daß Lucien sich auch nur einen Augenblick in Hortenses Nähe gehen ließ. Hatte sie nicht erst kürzlich die jungen Leute im Laden ertappt, wie sie sich küssen wollten? Und das acht Tage nach der Hochzeit! Eine nette Wirthschaft! Das giebt dem Hause bald einen schönen Ruf! Zu ihrer Zeit war's anders. Nie hat Madame Larioviere ihrem Manne erlaubt, sie im Laden auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren. Uebrigens wäre ihm so etwas gar nie in den Sinn gekommen. Auf solche Weise und nicht anders gründet man den guten Ruf eines Hauses.

Lucien wagte auch gar nicht, sich gegen die Schwiegermutter aufzulehnen, sondern begnügte sich damit, hinter ihrem Rücken seiner jungen Frau Ruchhändchen zuzuworfen. Eines Tages jedoch war er so frei, daran zu erinnern, daß die beiden Familien vor der Hochzeit versprochen hatten, ihnen eine Hochzeitsreise zu bezahlen. Madame Larioviere biß sich auf die Lippen und sagte:

„Gut, so geht einen Nachmittag im Bois de Vincennes spazieren.“

den Anforderungen an eine passende Wohnung auf ein Minimum herabgeleitet und hat man nach tagelangem fruchtlosen Suchen sich endlich entschlossen, eine Wohnung zu nehmen, so kommt das Schwierigste des Ganzen, das „Kontraktmachen“. Ein armer Sünder auf der Anlagelände kann sich nicht unbegreiflicher fühlen, als ein Wohnungsuchender in dieser Situation, ein Richter kann einen Verbrecher nicht schärfer inquirieren, als der Hauswirth seinen hoffnungsvollen Mieter. „Wie heißen Sie?“ „Was sind Sie?“ „Haben Sie Familie?“ „Bedenken Sie lange wohnen zu bleiben?“ „Wollen Sie abverleihen?“ „Wo arbeiten Sie?“ „Wie lange sind Sie dort in Arbeit?“ u. d. m. Hat man alle diese Fragen mit Unterdrückung aller Opposition gewissenhaft beantwortet, so kommt die Schlussfrage: „Wo wohnen Sie jetzt?“ und erleichtert, von der frohen Hoffnung befreit, das Examen zur Zufriedenheit des Examinanden bestanden zu haben, beantwortet man auch diese Frage, in der Erwartung, daß nurmehr feierlichst der Kontrakt geschlossen werden wird. Doch weit gefehlt! Bedächtig greift der Herr Hauswirth nach Feder und Papier (in anderen Fällen der Herr oder die Frau Verwalter), notirt sich die erhaltene Adresse und spricht die großen Worte gelassen aus: „Kommen Sie morgen wieder, ich werde mich erst nach Ihnen erkundigen!“ Voll gerechter Entrüstung verläßt man nunmehr das ungoßliche Haus und haart der Dinge, die da kommen sollen. Will man die Berechtigung der Vorfragen auch nicht in Abrede stellen, indem es einem Hauswirth nicht gleichgültig sein kann, was er für Mieter in sein Haus bekommt, so muß man doch die letztere Handlungsweise ganz entschieden verwerflich und unwürdig finden, indem dadurch ein trauriges Denunziantenwesen groß gezogen wird. Die Erkundigungen können doch nur bei dem Hauswirth eingezo-gen werden, von dem der betr. Mieter wegzieht. Mag derselbe nun gekündigt worden sein oder gekündigt haben, so entsteht zwischen Wirth und Mieter, wenn ein solches nicht schon vorher bestanden hat, in Folge der Kündigung häufig ein „gespanntes“ Verhältnis. Fällt nun das Urtheil, daß der befragte Hauswirth über den betr. Mieter fällt, nur einigermassen un-günstig aus, so erhält derselbe die neue Wohnung nicht, wie zahlreiche Fälle beweisen. Dies wiederholt sich so lange, bis man einen „solonialen“ Hauswirth findet, der eine passende Wohnung zu vergeben hat, der mit weniger Schwierigkeiten Kontrakt macht. Jedenfalls sind die geschiederten, thatsächlich bestehenden Verhältnisse durchaus unwürdige, um so mehr, als die Hauswirth durch die Bestimmungen ihrer Miethkontrakte in jeder Hinsicht sicher gestellt sind.

Häuserverkauf. Wie uns mitgetheilt wird, hat vor einigen Tagen der Stadtkämmerer Runge die Eigentümer der Häuser Gertraudenstr. 2 bis 7, die Herren Friedländer, Lewi und Koch zu sich nach dem Rathhause kommen lassen und ihnen eröffnet, daß der Magistrat eine Verbreiterung der Gertraudenstr. mit Rücksicht auf die am 1. August d. J. zur Eröffnung kommende Pferdebahnlinie nach dem Mollenmarkt vornehmen müsse, und er daher gezwungen sei, die vorgedachten Häuser zur Verbreiterung der Gertraudenstr. anzukaufen. Aus diesem Grunde forderte er die Gläubiger auf, die Verkaufsumme anzugeben und ersuchte sie, die Wohnungen nicht mehr auf längere Zeit zu vermieten, da der Ankauf in nächster Zeit erfolgen soll.

Welch' unsinniges Gerede! Die „Berliner Börsenzeitung“ muß bedenklich unter der Hitze leiden. Sie schreibt: „Wie nachträglich verlaute, hatte die Ausweisung Singers noch einen besonderen Grund. Es soll dieselbe nämlich nicht außer Zusammenhang mit der Thatsache stehen, daß in letzter Zeit von der Internationale oder auch noch von anderer deutsch-feindlicher Seite in Paris Gelder an die hiesige Sozialdemokratie gelangt sind, die darauf berechnet waren, auch hier einen Aufschub hervorzubringen. Auch sollen darüber sehr ernste Verhandlungen zwischen der Reichsregierung und der französischen Regierung stattgefunden haben. Ob Herr Singer darum gezwungen hat, muß dahingestellt bleiben; doch soll dieser Vorgang dazu veranlaßt haben, mit besonderer Strenge gegen die hiesige sozialdemokratische Agitation einzuschreiten.“

Ausweisung. Gestern Mittag gegen 2 Uhr wurde der Drechslermeister Herr Heinrich Labert, Münchbergerstr. 16, nach dem Mollenmarkt sührt, woselbst ihm eröffnet wurde, daß er Berlin und des Gebiet des kleinen Belagerungszustandes bis Freitag Mittag 2 Uhr zu verlassen habe. Herr Labert war bekanntlich bis jetzt Vorsitzender des Arbeiter-Vereins des Ostens und war Beuge im Prozeß Berndt-Christensen. Der Ausgewiesene läßt eine Frau und drei Kinder in Berlin zurück. Wie wir erfahren, ist die Ausweisung des Rechtsanwalts Runkel, die wir gestern wiedergaben: „Der Heuge Labert sei wegen der beiden Majestätsbeleidigungen des Krügers Jhring nicht vernommen worden“ — unrichtig. Herr Labert ist im Gegenheil gerade über diese Punkte der An-lage vernommen worden.

Prohe in schwerer Zeit. „Die Woche fängt gut an“, so sagten wir uns gestern Nachmittag im schattigen Garten des Th. Keller'schen Hofjägers, als wir den Klängen der Musik lauschten und eine festliche Menge auf und nieder wandeln

sahen. Nach Monaten harten Schweiß und Sorgens mancher Art waren an drei Tausend „Träger der Arbeit“ mit Frauen und Kindern der Einladung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter zu einem „Sommerfest“ gefolgt. Es gait dem Unterstiftungsamt für kranke Mitglieder des genannten Vereins. Der Garten, in traditioneller Weise mit Fahnen und Wappen geschmückt, bot, nachdem der Abend hereingebrochen, ein entzückendes Bild. Der flimmernde Glanz der Lichter, die Buntheit der Ballons, welche gleich schwebenden Leuchtkugeln sich von Baum zu Baum zogen, dann die farben-reiche, brennende Beleuchtung, Alles vereinte sich zu einem harm-nischen Ganzen. Während sich im Saale die Paare schwingend im Tande drehten, sah die Mehrheit der Festtheilnehmer beim Bier in Hunderten von Gruppen scherzend und plaudernd zusammen. Als sich um 9 Uhr Abends der imposante Kinderfackelzug unter Vorantritt eines Musikkorps in Bewegung setzte und man die berrige, aber quellende Freude der zukünftigen Staatsbürger sah, wurde wohl auch in Erwachsenen wieder die Erinnerung an die eigene frohe Kindheit wach — wer eine solche hatte. Das Fest schloß in später — nach — in früher Stunde. Es mochte 2 oder 3 Uhr sein, als die Begleit den Tanzsaal ver-ließen. So vernahmen wir wenigstens; wir traten früher den Heimweg an.

Zu der Frage, ob die Stabesbeamten den Namen „Lucifer“ als Vornamen zurückweisen beugt sind, erhalten wir aus unserem Versteck folgende Zuschrift. „Nicht allein der Name „Lucifer“ wird in neuerer Zeit seitens des Stabes-beamten ungenügend, bei Anmeldung auch anderer Namen, welche nicht gerade Heilige der katholischen Kirche oder Personen aus Deutschlands Geschichte zc. bezeichnen, werden Schwierig-keiten gemacht. Ende voriger Woche meldete ein Vater, Disident, auf dem zuständigen Stabesamt hier selbst die Geburt eines Sohnes an und wünschte die Eintragung der Namen „Karl“ und „Grachus“. Der Stabesbeamte machte jedoch Vor-stellungen wegen des „Grachus“, verweigerte die Eintragung und ersuchte nach längerem Hin- und Herreden um Angabe eines anderen Namens. Der Vater wurde hierüber ärgerlich, besann sich jedoch und nannte „Hebert“ als einen für seinen Sohn ihm passend erscheinenden Namen. Doch auch dieses wurde trotz seines Anklanges an den öfter gebräuchlichen „Herbert“ für durchaus unannehmbar erklärt, und der Stabesbeamte meinte, daß er den Namen „Grachus“ denn doch vortzöge. Nach weiterem Diskutiren kam dann schließlich der Stabes-beamte dem Wunsche des Vaters nach und schrieb „Karl, Grachus“ als Vornamen des kleinen Weltbürgers ein. Man kann zwar über den Wohlklang des Namens „Grachus“ ver-schiedener Meinung sein, wenn aber „Cisar, Amin“ zc. als Vornamen nicht gegen die guten Sitten verstoßen, dann dürfte doch auch „Grachus“ (Name zweier Volksführer in der römischen Geschichte) durchaus ohne Anstand zugelassen werden.

In dem Bericht über die letzte Sitzung der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft wird Herr Singer folgender „Nachruf“ gewidmet: Paul Singer war Mitglied der Sach-verständigen-Kommission für gewerbliche Angelegenheiten, wie der ständigen Deputation der Textil-Interessenten und steht sich durch seine Ausweisung aus Berlin veranlaßt, diese Aemter niedergulegen. Die Stelle dieses durch seine rege Theilnahme und seine Sachkunde geschätzten Mitgliedes bleibt einweilen unbesetzt.

Ein interessanter Fund ist bei Gelegenheit des Aus-baus des Hauses Gertraudenstr. 23 gemacht worden. In einem Zimmer des Erdgeschosses ist ein gewölbter Raum, welcher als Tresor benutzt wurde, 2 Meter hoch, 1,55 Meter tief und 85 Centimeter breit, freigelegt worden. Der Raum ist durch eine eiserne Thür mit zwei gut erhaltenen Schlössern geschlossen, die Thüreinfassung, aus Sandstein gearbeitet, liegt mit der verzierten Seite nach innen. Nach der Komposition und Bearbeitung zu schließen, sind die Ornamente Ende des 16. oder Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Es ist jedoch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nach dem großen Brande der Bettrische, welche bekanntlich unter Friedrich Wilhelm I. vollständig zerstört wurde, ein Stück aus den Ruinen beim Aufbau des Hauses, wo eben der Fund gemacht wurde, benutzt und eingemauert ist. Da der oben beschriebene Raum beim jetzigen Ausbau entfernt wird, soll derselbe, wie die „Börs.-Blg.“ schreibt, mit Einwilligung der Hauseigen-thümer dem Märkischen Provinzial-Museum übergeben werden. Das Ganze ist übrigens sehr gut erhalten, wenn auch die schief hervorstehenden Ranten und Verzierungen der sehr gut gearbeiteten Säulen etwas beschädigt sind.

Herr Hagenbed hat mit seinen Menschenkarawanen ent-schieden Unglück und trotz seiner überaus bombastischen Reklame wird er nur allzuhäufig auf faulem Pferde ertrappt. Wir erwähnten kürzlich, daß Herr Hagenbed mit einigen „blau-blätigen“ Gästen aus dem gesegneten Kamerunlande in Ham-burg weile. Natürlich waren die schwarzen Herrschaften nur Bringen und andere hochgeborene Little-Popover. In der „Ab-nischen Blg.“ finden wir nun folgende Notiz aus Hamburg: „Der schon erwähnte Prinz Dido von Didosab, welcher kürz-

lich das Sommerrennen auf der Horner Koppel besuchte und gegenwärtig im Hagenbed'schen Zierpark mit „Gefolge“ aus-gestellt wird, besteht wie wir von wissender Seite mitgetheilt wird, in keiner Weise die Ahnenprobe, sondern ist ein Kamer-uner Neger wie alle andern, ohne irgendwelche fürstlichen Vorrechte.“ Herr Hagenbed ist trotz des Herrn Professor Birchow schon öfter das Maß der Wahrheit paßirt, daß ihm recht un-liebliche Rassenerscheldungen unterlaufen sind. Daß er jetzt einen ganz gewöhnlichen Kameruner zu einem Bringen von Gebüt macht, kann ihm leicht eine afrkanische Majestätsbe-leidigung eintragen. Hoffentlich giebt's in Groß- und Klein-Popo noch keine Staatsanwälte.

Mit unverfehlbarer Bitterkeit werden vom Berliner Volksmunde jetzt die Süßigkeiten eines durch seine Reklame be-kannten hiesigen Bonbonsfabrikanten behandelt. Zu den Klängen des bekannten Walzers aus Don Cesar singt die weibliche, den Süßigkeiten huldigende Jugend in unseren Tanzlokalen den erbaulichen Text: Komm herab, o Maria von Donat, mit deinem Heil-Husten-Bonbon. Damit kann man Einen vergiften und der Andere der weiß nicht davon! — Ob dieses echte Berliner Volkslied ein Produkt des „guten Geschmacks“ ist, darüber sind die gelehrtesten Männer noch nicht einig.

Eine Räuberpistole, wie sie die Sauregurkenzeit wohl kaum äger ausbrüten kann, läßt sich die „Berl. Blg.“ in Folgendem erzählen: „Das todte Tantschen.“ Die junge Gattin eines am Hausvogelplatz wohnenden Fabrikanten engagirte vor einigen Wochen ein der äußeren Erscheinung nach sehr ordentliches Dienstmädchen in einem Gesinde-Vermietungs-bureau. Das Mädchen hatte, obwohl nicht mehr sehr jung, ein vorwommendes Benehmen und liebelte sich tief in Schwarz, was ihr sehr gut stand. Auf die Frage der jungen Gattin, ob sie nicht am 1. Juni d. J. zu ihr ziehen könnte, meinte sie, nein, das ginge unmöglich, da ihre „Tante“ gestorben sei, und sie dieselbe erst unter die Erde bringen lassen wolle, auch den kleinen „Nachlaß“ derselben, der ihr zugefallen, an sich nehmen möchte, doch wolle sie am 7. v. M. bestimmt zuziehen, was denn auch geschah. Schon beim Antritt des Mädchens fiel es auf, daß sie ihre Sachen auf einem kleinen Radelwagen, und zwar in nicht weniger als drei großen Körben, einem Koffer und einer Kommode verpackt, anbrachte. Auf die Frage, woher sie die vielen Sachen, für deren Heberbergung kaum Platz sei, habe, erwiderte sie weinend, daß dies „die Erbschaft von Tantschen“ sei. Am ersten Abend nach ihrem Antritt fehlte der Ma-dame bereits ein großer Tischschub; am zweiten Tage vermifste sie noch andere Gegenstände aus der Küche und Wirthschaft: silberne Löffel u. dergl. Die junge Frau glaubte, das abgegangene Mädchen sei unehlich gewesen, theilte ihrer Verdacht dem neuen Mädchen mit. Natürlich bestätigte das Mädchen die Frau in ihrem Verdacht. Zwei Tage nach dieser Unterredung fehlte der Madame plötzlich ein silbernes Besteck, das sie erst vor wenigen Stunden in Händen hatte und ein Koffein für ein kleines Kind, das kaum im Hause abgegeben war. Das stieß in Schwarz gekleidete Mädchen meinte nur: „Madame wird die Sachen wohl verlegt haben, werden sich schon finden.“ Die Sachen fanden sich nicht, dagegen vermifste auch der Hausherr plötzlich 2 Paar Hosen, Stiefeln u. s. w. aus seinem Spindel. Nunmehr ließ derselbe einen Kriminalbeamten rufen. Das Mädchen leugnete hartnäckig jeden Diebstahl, doch wurden bei Öffnung der Sachen sofort das Silber-Besteck, die Sachen des Hausherrn u. s. w. vorgefunden. Aber das Auffinden dieser Sachen war nicht zu dem, was noch kam: verschiedene kostbare Schmucksachen, goldene Uhren, goldene Ketten, silberne Messer und Gabeln, kostbares Porzellan, Glasgeschir und prächtige Kleidungs- und Wäschestücke, Sparflösschen über mehrere hundert Mark zc. zc. wurden vorgefunden. Es ist be-reits konstatiert, daß alle diese Gegenstände von dem Mädchen bei den letzten fünf Herrschaften, bei denen sie gedient, gestohlen worden sind. Zwei Damen, bei denen sie diente, hielten während der Zeit, daß sie dort im Dienst war, und sie halte die Frechheit, sich auch einen Theil der Garderobe derselben anzueignen; u. A. einen kostbaren schwarzen Umhang einer Frau Professor, den sie ungenirt nach dem Tode trug. Auf allen Stellen, die sie annahm, brachte sie die Geschichte von dem „todten Tantschen“ vor, so daß sie, ohne auffällig zu er-scheinen, die Beichen aus den Wäschestücken „entfernte“ u. s. w. Das Mädchen hatte, wie sich herausstellte, einen „Liebhaber“, und zwar ist derselbe Familienvater von fünf theils schon er-wachsenen Kindern. Das Dienstmädchen und ihr Bräutigam sind verheiratet. — Ein Dienstmädchen, welches mit einem Radelwagen zieht, ist sehr gut! Wenn das warme Wetter nicht bald nachläßt, werden die Dienstmädchen noch den Rath-hausthurm stehlen und in ihren Koffern verbergen.

Der Wirth eines Restaurants an der Oberspreewölle zu Sonnabend ein Plakat mit einem kleinen niedlichen Ge-bild an die Anschlagssäule ankleben lassen. Der bei ihm zu Sommer wohnende konservativ Schriftsteller Hensel hatte es ihm mit einem Anklage an ein bekanntes Lied in Paul Hesse's Roman „Im Paradies“ angefertigt, da der Wirth Adam heißt. Es bewegte sich in der Reinsform der deutschen

um die Stadt oberflächlich kennen zu lernen. Am Morgen des folgenden Tages begann wieder die tolle Fahrt nach Sehenswürdigkeiten.

Sie verließen Havre und hielten sich in jeder Stadt, die ihr Führer angab, einige Tage auf. Sie besahen sich Hovfleur, Caen, Bayeux, Cherbourg, richteten eine Unord-nung in ihren Köpfen an, verwechselten Kirchen und Orts-namen, und die rasche Aufeinanderfolge von neuen Ein-drücken stumpfte sie für alles ab. Nirgends fanden sie einen glücklichen friedlichen Winkel, wo sie sich ohne indiskrete Zuschauer hätten umarmen können. Nach und nach sahen sie gar nichts mehr, sondern setzten ihre Reise fort, wie eine lästige Pflicht. Da sie nun einmal abgereist waren, mußten sie auch wieder zu Hause ankommen.

Eines schönen Abends ließ Lucien das bedeutungs-schwere Wort fallen: „Ich glaube, ich ziehe keine Rutier vor.“

Am folgenden Tage reisten sie nach Granville. Lucien war verstimmt und warf düstere Blicke auf die Gegend, die sich fächerartig zu beiden Seiten der Bahnlinie ausbreitete. Plötzlich hielt der Zug bei einer kleinen Station, einem reizenden Nest, das unter grünen Bäumen ganz ver-steckt lag.

„Hier wollen wir aussteigen, komm schnell,“ rief Lucien seiner jungen Frau zu.

„Aber diese Station steht ja nicht im Reiseführer“, er-widerte sie verwundert.

„Das verwünschte Buch! Du sollst gleich sehen, was ich damit thun werde, komm, steig nur schnell aus.“

„Aber unser Gepä!“

„Das haben wir gar nicht nötig.“

Hortense stieg aus, der Zug brauste weiter und ließ die beiden auf dem schönen, grünen Feld zurück. Kein Lärm ringum, die Vögel sangen in den Zweigen, und ein klarer Bach rauschte im Thale. Lucien warf sein Reisehandbuch in den ersten besten Sumpf, und nun waren sie frei.

Dreihundert Schritte entfernt lag ein einjames Wirths-haus, dessen Besitzer ihnen ein großes, weißgetünchtes, freundliches Zimmer einräumte. Die Mauern waren wohl einen Meter dick. Ueberdies beschäftigte sie kein einziger Gast, nur die Führer sahen ihrem Treiben neugierig zu.

„Unsere Bilets gelten noch acht Tage,“ sagte Lucien, „ich denke, wir bringen hier den Rest unserer Ferien zu.“

Und welch' eine glückliche Zeit war das! Vom frühen Morgen an wanderten sie auf unbekanntem Fußpfaden, ver-loren sich bald in ein Wäldchen, bald kletterten sie an einem Hügel herum. So lebten sie ruhig und verdeckt unter grünen Bäumen, die ihre junge Liebe schützten. Ein ander Mal folgten sie dem Lauf eines kleinen Baches. Hortense sprang wie ein der Schule entlaufenes Kind, zog ihre Schuhe aus und nahm Fußbäder. Lucien brachte sie zum Schreien durch einen unerwarteten Ruf auf den Rachen. Sogar der Wangel an Leibwäsche belustigte sie. Es machte ihnen Spaß, sich so verlassen zu fühlen in einer Einsamkeit, wo kein Mensch ihre Anwesenheit vermuthete. Hortense mußte von der Wirthin Wäsche leihen von grober Leinwand, die ihr die Haut scheurte. Aber ihr Zimmer war gemütlich. Sie schlossen sich darin ein, sobald die still und dunkel gewordene Gegend sie nicht mehr hinauszog. Sie erlaubten nicht, daß man sie weide. Oft ging Lucien selbst hinaus und trug das Frühstück, Eier und Kotelettes heraus, ohne daß er irgend Jemand erlaubte, ins Zimmer zu kommen. Und so schmiedte das Frühstück ausgezeichnet, wenn man es am Rand des Bettes zu sich nahm, und es dauerte lange und wollte nicht enden, denn es gab mehr Rüsse als Wissen.

Am siebenten Tage waren sie erkant und betrübt dar-über, daß sie so kurze Zeit gelebt hatten. Sie reisten ab, ohne nur den Namen des Ortes, wo sie sich geliebt hatten, zu kennen. Erst in Paris fanden sie ihr Gepä wieder.

Wenn Papa Gerard die jungen Leute nach ihren Er-lebnissen fragt, werfen sie alles durcheinander und behaupten, sie hätten das Meer in Caen und den Butterthurm in Havre gesehen.

„Donnerwetter,“ fluchte der Alte, „und ihr erzählt mir nichts vom Arsenal in Cherbourg!“

„D.“ antwortete Lucien, „s ist ein kleines Arsenal, nicht der Rede werth, es steht kein einziger Baum dort.“ Dann pflegt Mad. Barriere die Achseln zu zucken mit der leisen Bemerkung: „Es ist nicht der Mühe werth, zu reisen, wenn man ja nicht einmal das Wichtigste kennt. Vorwärts, Hortense, Scherz beiseite und an den Labentisch!“

Meisterfinger und ebenso in deren Tonart: „Als Gott der Herr dem Adam ließ — Sie trösten aus dem Paradies — Da brach für alle, Weib und Mann — Das allerhöchste Glied an ic. — Doch Gott der Herr voll Gnade und Güte — Hat mit der Menschheit viel Geduld — Aus schuf er einen neuen Garten — Des soll ein neuer Adam wachen u. s. w.“ Die Polizei verbot die Anheftung des Plakates, weil es — eine Gotteslästerung enthalte. Es ist in der That gut, daß das Lied „Als Noah aus dem Kasten kam“ schon früher gedichtet worden ist.

Von verschwundenen Zwillingsschwester weiß der „S.“ folgende räthselhafte Geschichte zu erzählen, welche seit dem Montag voriger Woche den Norden der Stadt beschäftigten soll. Die beiden am 18. Januar 1864 zu Berlin geborenen Töchter des Kürschnermeisters Reif, Amanda und Klara, sind auf ganz räthselhafte Weise aus dem Hause ihrer Eltern, Elsenstr. 6, seit dem genannten Tage verschwunden. Bewohner des Hauses haben am Montag Nachmittag 1½ Uhr eine Drofschleife vor dem Hause vorfahren sehen, der ein Mann einstieg, der bald darauf mit den beiden jungen Mädchen die Drofschleife wieder bestieg und in westlicher Richtung mit ihnen davonfuhr. Beide junge Damen lebten mit ihren Eltern im besten Einvernehmen und haben erst Sonntag vorher mit diesen das Konzert im Böhmischen Etablissement besucht. Die Eltern vermuthen eine Entführung beider Töchter. Um die Spur derselben verfolgen zu können, bittet der Vater den Drofschleifschreiber, welcher Montag Nachmittag in Begleitung des fremden unbekannten Mannes mit den beiden jungen Damen vom Hause Elsenstr. 6 abfuhr, um Mittheilung, wohin er mit den drei Personen gefahren, und verspricht dem Drofschleifschreiber eine gute Belohnung.

Recht schlimm erging es am Sonntag Abend der Randersdammwohnung des Pensionärs Wacke im Hause Lichterfeldstr. 2. Die Familie war ausgegangen, und während ihrer Abwesenheit gelangte in der unbeaufsichtigt gebliebenen Wohnung ein Brand zum Ausbruch, dessen Entdeckung vom Nachbarhause erst erfolgte, nachdem die Flammen mit dem Mobilienhauf zweier Stuben bereits vollständig aufgeräumt, die Decken durchbrochen hatten und an verschiedenen Stellen zum Dache herausgeschlugen. Mit dem Eingreifen der kurz vor 10 Uhr alarmirten Feuerwehr, welche gegen den Brandherd mit der Gas- und Dampfspritze, unter Mitwirkung einer großen Handdruckspritze, vorging, wurde die Nacht der äußerst kräftig entfalteten Flammen zwar bald gedämpft, doch währte es fast eine Stunde, bevor ihre endgiltige Niederlage bestiegelt war, während die Aufräumungsarbeiten erst heute früh gegen 2 Uhr ihr Ende erreichten. Wahrscheinlich ergreifend war der Jammer der Frau, als sie bei ihrer Rückkunft die Verwüstung sah; denn das Mobilien ist nur sehr mäßig bei der Norddeutschen Feuerversicherungsgesellschaft versichert. Die Schädigung einer Anzahl anderer Wirthschaften ist auf den Verlust der in denselben befindlichen Waaren und des Inventars geschätzt worden. Ueber die Entstehungsurache des Brandes und über seine unbemerkte beträchtliche Entfaltung fehlt bis jetzt noch jede Aufklärung.

Eine Jagd auf einen Taschendieb fand vorgestern Abend in der Gegend des Hallschen Thores statt. Ein Herr, der dort die Pferdebahn der Ringbahn bestieg, verspürte in demselben Augenblicke, als er auf dem Hinterrücken Platz nehmen wollte, einen Aufschlag. In der Meinung, er sei mit seiner Kleidung irgendwo hängen geblieben, revidirte er dieselbe und bemerkte im nächsten Moment, daß seine Uhrkette lose herabhängt. Die Uhr fehlte und die Kette war mittelst eines Werkzeuges abgeschnitten worden. „Meine Uhr ist mir gestohlen worden!“ rief der Bestohlene sofort; in diesem Augenblicke verließ aber auch einer d. r. Personfabrikste den in voller Fahrt befindlichen Wagen und machte sich aus dem Staube. Der Bestohlene nahm sofort die Verfolgung auf, andere schlossen sich ihm an, und ein tolles Jagden durch die Straßen begann. In der Reudenburgerstraße wurde der Flüchtige endlich gefaßt und nach dem nahe gelegenen Polizeirevier gebracht. Man hatte, wie die „S.“ meldet, einen guten Fang gemacht, denn der auf der That ertappte wurde als ein vielfach vorbestrafter Taschendieb rekonnostrirt, der wegen früherer Diebstähle sündhaftig verfolgt wird. Die Uhr hatte er unterwegs von sich geworfen, sie ist aber später gefunden worden.

Eine jener turbulenten Szenen, wie sie im Reichthum Gerichtsgebäude grade nichts seltenes sind, spielte sich am Sonnabend Nachmittag auf dem eine Treppe hoch gelegenen Korridor ab. Es waren eine Anzahl Frauenleute zur Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter aus dem Gefängnisse vorgelassen worden, darunter eine Alte, die zwar nicht in Ehren, wohl aber in Verdrehen grau geworden ist. Die ganze Gruppe wurde bis zum einzelnen Aufsteigen in eine Detentionszelle gesperrt. Plötzlich erlöste aus der Zelle fürchterliches Getöse, ein Rote springt hinaus, öffnet die Zelle, springt aber blitzschnell zurück; denn vor ihm steht die Alte vollstärkig da. Sie hatte sich sämtlicher Kleider, und selbst des Hemdes entledigt. Dabei kreischte, tobte und schimpfte sie wie eine Wahnsinnige. Man versuchte ihr durch eine Thür hindurch gut zuzureden, es war aber alles umsonst. Da selbstverständlich kein Mann die Zelle betreten konnte, so entschloß man sich endlich, die Stationsaufseherin aus dem Gefängnisse herauszuholen. Diese erklärte sofort, daß die Alte nur simulire. In der That gelang es ihr durch freundliches und bestimmtes Zureden, die Alte wenigstens soweit zu beruhigen, daß sie ihr die Kleider wieder anlegen konnte, es währte aber noch geraume Zeit, ehe die Gefangene vernunftfähig wurde. Die übrigen weiblichen Insassen der Zelle hatten die Aufforderung der Boten, die Alte wieder anzuleiden, abgelehnt.

Durch das Dröhnen eines Schusses wurden Sonntag Abend gegen 9 Uhr die Bewohner des Hauses Friedrichstr. 249 jäh aufgeschreckt. Ein in dem genannten Hause wohnender 16jähriger Kaufmannslehrling Max Kobard hatte sich vermittelst eines Revolvers einen Schuß in die Brust beigebracht. Laut rührend und sich in Schreien wüthend, wurde der Selbstmörder in seiner Stube aufgefunden und auf Anordnung eines hinzugerufenen Arztes nach der königlichen Charité geschafft, woselbst man an seinem Aufkommen zweifelt. Ueber das Motiv zu der verwerflichen That war nichts zu ermitteln.

Der vielen Berlinern wohlbekannte Klavierspieler des Gesellschaftshauses in Grünau, ein junger Mann in den zwanzigsten Jahren, wurde seit Mittwoch Abend vermißt, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden war. Gestern Morgen nun wurde seine Leiche im Wasser zwischen den Booten vor dem Gesellschaftshause vorgefunden. Es wird nun vermuthet, daß der Klavierspieler, welcher für Wasserfahrten beim Nondestein schwärmte, bei einer dieser Fahrten in der Mittwochnacht aus dem Rahn gefallen ist und seinen Tod gefunden hat.

Ein Segelboot lenierte am Sonntag während des starken Windes hinter Grünau auf der sog. Krampe und seine drei Insassen fürzten in's Wasser. Es gelang mehreren Schiffen, welche sich auf Billen befanden, die in der Nähe lagerten, die Brungeläden zu retten und das Segelboot gegen eine gute Belohnung wieder flott zu machen.

Erwischter Wüstling. Am Sonnabend wurden, wie der „Staatsb. Btg.“ geschrieben wird, einige Schulleute durch mehrere Kinder darauf aufmerksam gemacht, daß ein Mann ein kleines Mädchen an sich gefaßt habe und mit ihr die nicht mehr erleuchtete Treppe eines Hauses in der Kommandantenstraße hinaufgegangen sei. Die Schulleute und mehrere Hausanwohner, die sich am Suchen betheiligten, fanden den Unhold mit seinem Opfer auf dem Boden. Der Wüstling wurde natürlich sofort verhaftet und steht einer gerechterweise schweren Strafe entgegen. Der Vorfall mag aber den Eltern zur War-

nung dienen, ihre Kinder des Abends nicht unbeaufsichtigt auf der Straße zu lassen.

Markthallen-Bericht von J. Sandmann, städtischem Verkaufsvermittler, Berlin, den 5. Juli. Butter. Trotz der großen Zufuhr haben Butterpreise wegen des zunehmenden Bedarfs, besonders für den Export eine Besserung erfahren. Die neuen Buttersendungen zeigen jedoch vielfach eine so geringe Haltbarkeit, daß man dieselben schnell vergeben muß, um einer Vertheuerung vorzubeugen. Es kostet: feinste Ost- und Westpreussische 95—105 M., feine Amstutter 90 bis 95 M., feine Mecklenburger, Briegener, Goldsteiner u. s. w. 86—90, II 80—87; Landbutter I 75—80 II 63—75 M., Galizische und andere geringere Sorten 50—65 M. per 50 Kilo. — Käse behauptet den erhöhten Preisstand. Quadratkäse 18—23, II 12—17 per 50 Kilo. Emmentaler 30—38, II 16—25 M.; echter Emmentaler 70—80, I imitirter 50—60, II 40—45 M.; echter Golländer 58—75 M.; Rheinischer 45—70 M.; echter Neuchâtel 4,50 M. per 20 Stk.; Ramadour in Stanol 46 M., in Bergament 36 M. per 50 Kilo; Camembert 8,00 bis 8,50 per Duzend. Eier im Preise steigend 2,20—2,25 M. per Schock nach Biersenjanse.

Polizeibericht. Am 5. d. M. Vormittags wurde auf dem Centralviehhof ein Knabe von einem Pferde, welches ihm zur Beaufsichtigung übergeben worden war, und das er unfugiger Weise bestiegen hatte, abgeworfen und erlitt dabei nicht unbedeutende Verletzungen am Kopf und am Fuße. — Am demselben Tage Nachmittags wurde ein 4 Jahre alter Knabe an der Ecke der Frieden- und Fruchtstraße durch einen von dem Ruischer Braunschweig gefahrenen Schlächterwagen überfahren. Es erlitt einen Bruch des Oberarms und des Unterleifers und mußte nach dem Krankenhaus im Friedrichshain gebracht werden. — Zu derselben Zeit geriet ein Knabe in der Bernburgerstraße mit seinem Velociped unter die Räder eines eben vorüberkommenden Arbeitswagens, so daß er überfahren und am Oberschenkel nicht unbedeutend verletzt wurde. — Am Nachmittage geriet durch unvorsichtiges Umgehen mit Licht im Lagerkeller eines Kaufmanns in der Dresdenstr. 85 eine Quantität Petroleum in Brand. Die Feuerwehr löschte das Feuer, welches bedeutenden Schaden noch nicht angerichtet hatte, in kurzer Zeit.

Gerichts- Zeitung.

† Schlaglichter auf das Submissionswesen warf eine Verhandlung, die gestern gegen den Kohlenhändler A. vor der ersten Strafkammer des hiesigen Landgerichts stattfand. A. hatte im Versteigerungsverfahren den Zuschlag für die Kohlenlieferungen an das Garnisonlazareth in Tempelhof erhalten. Hiernach hatte er sich unter Stellung einer Kaution verpflichtet, dem Militärkassens 10 000 Htr. Kohlen im Laufe des Jahres 1885/86 zu einem Preise von 89½ Pf. pro Htr. zu liefern. Schon bei diesem Sage war sein Verdienst nicht hoch. Der Angebotspreis betrug 75 Pf. pro Htr., wozu noch Ausgaben an Arbeitslohn, Fuhrlohn u. s. w. in Höhe von 10 Pf. pro Htr. kamen. Nun stieg plötzlich der Preis des Kohls auf 105 Pf. pro Htr. so daß für A. ein großer Verlust in Aussicht stand. Daß war eine Lage, welcher er mit seiner Börse und seiner Moral nicht gewachsen war. Er erstand ein Mittel, um sich zu retten und bezog einen groben Betrug. Er verstand es, das Taragewicht der beladenen Wagen dadurch zu fälschen, daß er schwere Wagen mehrmals über die Waage gehen ließ und die Waagezeitel dann auf leichte Wagen vertheilte. 64 Fälle sind ihm in der Zeit vom 25. September bis zum 11. März d. J. nachgewiesen; im Ganzen hat er 1700 Hentner weniger geliefert, als er angegeben und bezahlt erhalten hat. — Der Staatsanwalt hielt diesem Vertrauensbruch gegenüber eine hohe Strafe für angemessen und beantragte eine Gefängnißstrafe von 1 Jahr 6 Monate, eine Geldstrafe von 1500 M. und Verlust der Ehrenrechte auf 2 Jahre. Der Gerichtshof ging unter dieses Strafmaß herab: A. wurde zu einer Gefängnißstrafe von 9 Monaten und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 2 Jahr verurtheilt. Von einer Geldstrafe wurde abgesehen.

Für die Kreise der Viehhofs-Interessenten ist eine Entscheidung der ersten Strafkammer hiesigen Landgerichts I von besonderem Interesse. In einer Bekanntmachung der Direktion des städtischen Centralviehhofes, unterzeichnet Hausburg, vom 19. Dezember 1883 wird angetroffen, daß die Oberstreiter vorn an der Kopfbedeckung eine Metallschleife mit einer Nummer als Abzeichen zu tragen haben. Die Nichtbefolgung dieser Vorschrift ist als Verletzung der für den Viehhofsbetrieb erlassenen Polizeiverordnung vom 17. Februar 1881 bezeichnet worden. Eine große Mehrzahl der Oberstreiter alias Viehbedienten hielt sich nicht verpflichtet, dieser Anordnung nachzukommen, und auch ihr juristischer Beistand Rechtsanwalt Dr. Frankel vertrat im Termin vor dem gedachten Gerichtshofe die Ansicht, daß nicht der Direktor Hausburg, sondern nur der Magistrat zum Erlaß von Ausführungsbestimmungen berechtigt sei. Die fragliche Bekanntmachung verleihe sogar § 1 der Reichsgewerbeordnung. Der Gerichtshof erachtete aber die Bekanntmachung für durchaus rechtsverbindlich und verurtheilte drei Oberstreiter zu je 6 M. event. je 2 Tagen Haft.

† Mutter und Tochter. Der Handelsmann Weberlein war Jungeselle und ließ seinen Hausstand von seiner Wirthschafterin, der Wittwe Louise Wornat, besorgen. Die Wittwe wurde zuweilen von ihrer erwachsenen Tochter Marie besucht, und so lernte auch Weberlein sie kennen. Die Tochter gesteht ihm besser als die Mutter und eines schönen Tages verspricht er ihr die Heirath. Die Wittve mußte von diesen Vorgängen gehört haben und es kamen einige Eifersuchtszenen vor. Nun machte der Handelsmann kurzen Prozeß und setzte seine erste Wirthschafterin vor die Thür. Frau Wornat erhob Lohnansprüche und es kam zu einem Prozeß. In diesem Prozeß machte Weberlein geltend, daß seine Wirthschafterin bei ihrem Abzuge ihm einen Mantel gestohlen habe. Als er nun diese Behauptung durch einen Eid bekräftigen sollte, lehnte er es ab, den Eid zu leisten. Nachte ihn schon dieser Umstand verhängnisvoll, so gewann die Sache noch dadurch eine schlimmere Wendung für ihn, daß Marie Wornat erklärte, ihr Vater verleierte wollen, wissentlich falsches Zeugnis gegen ihre Mutter abzugeben und sie habe zu diesem Zwecke zwei Schriftstücke unterzeichnet müssen. Auf Grund dieser Angabe, die dadurch psychologisch verständlich wird, daß Weberlein sein Versprechen, Marie Wornat zu heirathen, nicht eingelöst hat, wurde gegen den Handelsmann Anklage wegen Verleitung zum Meineide erhoben, die gestern vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I zur Verhandlung kam. Die beiden Zeuginnen, Mutter und Tochter, traten einmüthig gegen den Angeklagten auf. Die Mutter bestritt entschieden, sich am Eigenthum desselben vergangen zu haben und die Tochter wiederholte ihre bereits mitgetheilten Angaben. Die Vertheidigung suchte zunächst nachzuweisen, daß der Wittve ein Vergehen gegen das Eigentum wohl zuzutrauen sei. Zwei Zeugen, bei denen Frau Wornat als Wirthschafterin thätig gewesen ist, befanden nicht gerade Rühmliches von ihr und ihrem Vermögen, mein und beimgetreuen zu halten. Sodann unternahm die Vertheidigung, den indirekten Beweis zu erbringen, daß keine Verleitung zum Meineide vorliege. Die beiden Bekannten Weberleins, welche das Protokoll über den angeblichen Diebstahl der Frau Wornat aufgeführt haben, welches von Marie W. unterschrieben worden ist, befanderte, daß das Mädchen damals ihre Angaben mit großer Bestimmtheit gemacht und ihre Unterschrift bereitwillig gegeben habe. Außerdem wurde von einer weiteren Entlassungszeugin eine Aeußerung der Marie über ihre Mutter mitgetheilt, die von wenig Bitterkeit zeugt: Marie soll gesagt haben: „Die Mutter steht schon, wo sie bleibt.“ — Diesen Ausfagen gegenüber blieb der Staatsanwalt bei den Behauptungen der Anklage stehen und beantragte gegen den nach nicht vorbestraften Angeklagten eine Zuchthausstrafe von einem Jahr. Der Gerichtshof sprach aber unter Würdigung der Beweismomente der Vertheidigung den Angeklagten frei.

† Armuth. Der letzte Winter war für die Familie des Möbelpolirers B. ein harter: der Mann ohne Arbeit, die Frau krank und fünf kleine Kinder. Dazu kam eine Miethschuld, die nicht bezahlt werden konnte und ein menschenfreundlicher Wirth, der nicht länger warten wollte. Schließlich wurden die Leute auf die Straße gesetzt. Mit ihren fünf Kindern fand die Frau Aufnahme im städtischen Asyl für Obdachlose, während der Mann sich nach einer neuen Wohnung umsah. Nun besteht die lobenswerthe Einrichtung, daß die Armenverwaltung den Asylisten eine Unterstüßung bis zu 15 M. gewährt, wenn sie nachweisen, daß sie eine feste Wohnung gefunden haben und nun die Miethe für den ersten Monat decken müssen. Auch Frau B. erhielt 15 Mark. Aber auch in der neuen Wohnung hielt die Noth ihren Einzug; wieder war es für B. eine Unmöglichkeit, den Miethszins zu erschwingen, wieder wurde er ermittelt und wieder wanderte die Frau mit den Kindern in das Asyl. Nach einigen Tagen gelang es B. eine Wohnung für hundert und einige Mark jährlich zu mieten. Er vermuthete nun, daß seine Frau jetzt, wo eine geringere Miethe zu erlegen war, auch nur eine geringe Unterstüßung erhalten würde. Um nun einige Mark mehr zu erhalten, ließ er sich verleiten, den Miethkontrakt zu fälschen. Er stellte sich selbst einen neuen aus und schrieb einen Miethzins von jährlich 180 Mark hinein. Er erreichte nicht einmal, was er beabsichtigte; die Frau erhielt nur 12 Mark und die Fälschung wurde außerdem später entdeckt. Nun standen gestern Mann und Frau vor dem Richter. Die Frau bestritt, von der That ihres Mannes Kenntniß gehabt zu haben und so wurde der Termin vertagt, um ein Mitglied der Armenverwaltung als Zeugen über den Vorgang vorzuladen.

Mannheim, 1. Juli. Heute fand bei der hiesigen Strafkammer wiederholte Verhandlung in der Anklage gegen den Reichstagsabgeordneten Bebel, Stadtrath Dreesbach, Rechtsanwalt Wiliq und Schlosser Reichart wegen Uebertretung des badiischen Vereinsgesetzes statt. Der Gerichtshof war theilweise anders besetzt als das erste Mal. Den Vorsitz führte Herr Landgerichtsdirektor Hoffmann, die Anklage war wiederum durch den Ersten Staatsanwalt Diez vertreten, als Vertheidiger fungirten, wie in der ersten Verhandlung, Rechtsanwalt Dr. Herz für Bebel, Dreesbach, Wiliq, Dr. Rosenfeld für Reichart. Eine Reihe neuer Zeugen war vorgeladen worden, außerdem war vorher auf Antrag der Staatsanwaltschaft ein Augenschein an dem Orte der Zusammenkunft vorgenommen worden. Die Verhandlung nahm nahezu 5 Stunden in Anspruch, wozu 3 Stunden durch die Reden des Staatsanwalts, der Vertheidiger, insbesondere des Reichstagsabgeordneten Bebel in Anspruch genommen wurden. In längerer Ausführung wurde seitens der Vertheidigung die Anwendbarkeit der Bestimmungen des badiischen Vereinsgesetzes dargelegt, da eine Volksoersammlung im Sinne desselben nicht vorliege. Das nach einstündiger Pause veränderte Urtheil, bei welchem der Gerichtshof an die Rechtsansicht des Oberlandesgerichts gebunden war, erklärte sämtliche Angeklagte für schuldig und erkannte gegen Bebel und Dreesbach auf 50 M., Wiliq und Reichart auf 25 M. Geldbuße. Bebel, Wiliq und Reichart wurden als Leiter und Verantwörter erklärt. Diese geringfügige Strafe steht in keinem Verhältnisse zu dem Aufwende und zu dem Aufwand von Zeit, welche dieser Prozeß verursacht hatte. Der Herr Staatsanwalt, der bei der früheren Verhandlung zwei Monate Gefängniß beantragt hatte, hatte es denn auch für gut befunden, diesmal keinen bestimmten Strafantrag zu stellen.

Vereine und Versammlungen.

hr. Die Studateure beschäftigten sich in einer öffentlichen Versammlung, welche am Montag bei Nieß, Kommandantenstr. 72, tagte, noch einmal mit der das Abfallen von Studtheilen betreffenden Frage. Herr Heindorf, der das Referat erstattete, hob hervor, daß es im Interesse des Studateurgewerbes liege, die Polizeibehörde zu veranlassen, daß sie durch wirkliche Sachverständige konsultirt lasse, wodurch das häufige Vorkommen des Abfallens von Studtheilen verursacht werde. Die Prinzipale, welche meist Bildhauer sind und das Befestigen von Stud praktisch nicht betrieben haben, seien nicht wirklich Sachverständige. Der Bildhauer Herr Kreschmer, welcher zur Zeit als offizieller Sachverständiger fungirt, habe sich dahin geäußert, daß ihm praktisch schätzbare Studateurgelbsten zur Seite stehen müßten. Am Schluß ermahnte der Referent die Kollegen, sich dadurch, daß manche Arbeitgeber den aufhebung des Studateurgewerbes gerichteten Bestrebungen der Gehilfen noch feindlich gegenüberstehen, sich von dem Anschluß an den Fachverein nicht abhalten zu lassen. In der Diskussion sprachen die Herren Diefenbach, Gottheimer, Hammann, Riß, Grünberg sich in gleichem Sinne aus. Es wurde noch hervorgehoben, daß durch die Akkordarbeit und dadurch, daß viele Prinzipale die Arbeit nicht durch sachverständige Studateure, sondern durch Arbeiter, die nicht Studateure sind und die für niedrigere Löhne arbeiten, ausführen lassen, der Jahrlöhne bei der Arbeit Vortheil geleistet werde. Das Ergebniß der Verhandlungen war die einstimmige Annahme der folgenden zwei Anträge: 1. des Antrages Gottheimer, 4 Kollegen zu wählen, die einen Entwurf resp. Vorschlag an das königl. Polizeipräsidium ausarbeiten und einreichen und event. als Sachverständige zugelassen werden sollen; 2. des Antrages Hoffmann, die Lohnkommission zu beauftragen, mit den Meistern eine Vereinbarung zu erzielen, daß die Meister sich verpflichten, keine Leute zu beschäftigen, die nicht sachkundig sind, da ohne das Mitwirken der Meister die Studateure für solche Arbeit nicht sorgen können. — Nach: m die 4 Kollegen gewählt waren, wurden noch die jüngst vorgelassenen Fälle besprochen, in welchen sowohl Prinzipale als auch Gehilfen den zwischen beiden Theilen abgeschlossenen Kontrakt über die Lohn- und Arbeitsbedingungen gebrochen haben sollen.

Die polizeiliche Genehmigung wurde versagt, der zu heute, Mittwoch, anberaumten Versammlung des Arbeiter-Vereins „Süd-Ost“. Die Tagesordnung dieser Versammlung lautete: 1. Vortrag des Herrn Dr. Stahl über Hundswuth und Impfung. 2. Kommunales. 3. Verschiedenes und Fragekasten.

Der Verein für Feuerbestattung zu Berlin zählt gegenwärtig 620 Mitglieder, nachdem für etwa 30 Mitglieder, welche in Folge von Differenzen mit dem früheren Vorstehenden ausgeschieden waren, 35 neue Mitglieder zugetreten sind.

Der Verein ehem. Schüler der Königl. Friedrichshändl. Knabenschule (Rintoh'sche Schüler) hat sich die Aufgabe gestellt, seinem ehemaligen, am 15. Mai 1883 verstorbenen Rektor G. H. Reindorf einen Grabstein zu setzen und hält zur weiteren Besprechung hierüber eine Generalversammlung am Donnerstag, den 8. d. Mts., Abends 9 Uhr, im Deutschen Vereinshause, Wilhelmstr. 118, ab, wozu alle ehemaligen Schulkameraden eingeladen sind.

Verein für Technik und Gewerbe, Mittelstraße 65. Mittwoch, Abends 8½ Uhr, Vortrag. Gäste willkommen.

Leserverein der Tischler. Die Vereinsbibliothek ist am Donnerstag, den 8. Juli, Abends von 8 bis 9 Uhr im Vereinslokal, Neue Grünstraße 28 (Jordan's Salon) geöffnet. Dasselbst können Bücher von den Mitgliedern in Empfang genommen und gelezene Bücher zurückgeliefert werden. — Zum Sonntag, den 11. Juli, wird vom Veranlagungskomitee des Vereins eine Herrenpartie nach dem Grunewald arrangirt.